
ELLIS KAUT
Musch
macht
Geschichten



KAUT | *Musch macht Geschichten*



macht Geschichten

und was Euch der Anton Pfister

von der Musch erzählt,

das alles hat die

ELLIS KAUT

aufgeschrieben

MANZ VERLAG MÜNCHEN

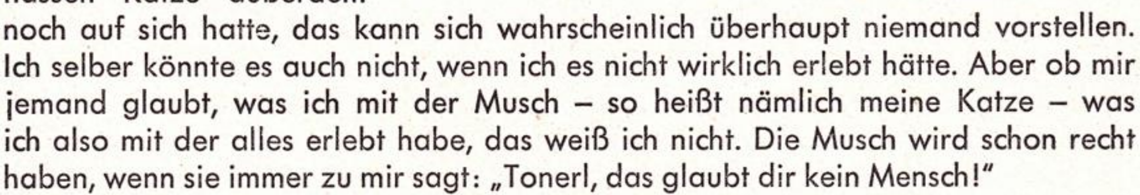
„Musch macht Geschichten" lief als Sendereihe des Bayerischen Rundfunks unter dem Titel „Geschichten vom Kater Musch". Und weil die Leiterin dieses Kinderfunks, CANDIDA FRANCK, mit der schwarzen Katze und mit mir in all den Jahren viel Geduld und Mühe aufgebracht hat, möchte ich ihr gleich zu Anfang des Buches dafür danken!

ELLIS KAUT

Die Musch und alle Beteiligten hat die ERIKA MEIER-ALBERT gezeichnet und — Ihr müßt es zugeben — auf's Haar getroffen.

Und das Ganze hat der MANZ VERLAG MÜNCHEN 8, der auch das Urheberrecht hat, herausgegeben. Gesetzt, gedruckt und gebunden wurde das Buch in der verlagseigenen Druckerei in Dillingen an der Donau.

Wie ich die Bekanntschaft einer nassen Katze machte



Nasse Katzen sind kein besonders schöner Anblick, das weiß jeder; auch wer noch keine nasse Katze gesehen hat, kann sich das leicht vorstellen.

Aber was es mit meiner nassen Katze außerdem noch auf sich hatte, das kann sich wahrscheinlich überhaupt niemand vorstellen. Ich selber könnte es auch nicht, wenn ich es nicht wirklich erlebt hätte. Aber ob mir jemand glaubt, was ich mit der Musch – so heißt nämlich meine Katze – was ich also mit der alles erlebt habe, das weiß ich nicht. Die Musch wird schon recht haben, wenn sie immer zu mir sagt: „Tonerl, das glaubt dir kein Mensch!"

Ja, „Tonerl" sagt sie zu mir. Genaugenommen heiße ich natürlich Anton. Anton Pfister, Schriftsteller – steht im Telefonbuch – Tulpenstraße 5. Diese Tulpenstraße ist eine Großstadtstraße, aber nicht so mittendrin, sondern mehr am Rande der Stadt, da, wo der Verkehr nicht mehr so wild rumort und wo die hohen, stillen Wohnblöcke stehen. Kleine Vorgärten mit Blumenbeeten und ein paar Sträuchern und Bäumen liegen vor den Häusern, und auf der Rückseite umschließen sie große Höfe,

in denen Aschentonnen und Teppichklopfstangen stehen und in denen die Kinder sich austoben können.

Ich wohne da im Erdgeschoß, und wenn ich die Fenster offen habe, höre ich von draußen herein das Geschrei, und ich höre die Leute reden und könnte ihnen bequem zuschauen, wenn sie einen Schwatz halten und sich die neuesten Neuigkeiten aus unserem Block erzählen. Für die Musch war diese Parterre-Wohnung auch sehr wichtig, sonst hätte sie nicht – aber ich will euch die ganze Geschichte doch lieber von Anfang an erzählen.

Also, es war an einem Samstag, und nach dem Essen wollte ich meinen Kopf ein bißchen an die frische Luft tragen. Ich ging in die Anlagen hinüber, das ist gar nicht weit, nur um ein paar Ecken herum, denn, wie gesagt, da, wo ich wohne, hört die große Stadt schon allmählich auf.

In den Anlagen begegnete mir dann der Maxl. Der ist ungefähr zwölf Jahre alt und hat einen blonden Schopf, den er immer vergeblich mit seinen fünf Fingern nach hinten zu kämmen versucht. Er wohnt mit mir im gleichen Haus, nur einen Stock höher. Wir sind recht gute Freunde, weil er manchmal bei mir um Rat fragt, wenn er etwas bastelt oder etwas nicht weiß, und weil er mir auch ab und zu eine Schachtel Zigaretten holt oder eine Flasche Bier.

Dem Maxl also begegnete ich in den Anlagen. Er sah recht mißvergnügt aus.

„Na, Maxl, hat dir jemand die Suppe versalzen, weil du so dreinschaust?"

„Wenn's doch wahr ist!" antwortete er, ebenso zornig wie rätselhaft.

„Was ist denn wahr?"

„Daß bei dem schönen Wetter alle fortfahren! Der Peter ist mit seinen Eltern zu Bekannten, und der lange Heini ist mit seinem Bruder ins Gebirg, und der Fredy ist auch weg –"

„Und was ist mit dir?"

„Wir haben Besuch, und die sitzen alle bei uns beim Kaffee und reden lauter Sachen, die mich nicht interessieren. Da bin ich auf und davon."

Ich schwieg nach diesem Klagelied etwas betreten. Der Maxl kämmte mit den Fingern seinen blonden Schopf, dann knurrte er: „Dabei haben wir uns gestern einen so pfundigen Wigwam gebaut, drunten am Bach – da kann man zu zweit fast aufrecht drin stehn. Ganz versteckt im Gebüsch. Prima zum Indianerspielen! Aber was nützt das, wenn keiner da ist!"

Nun muß ich zugeben, daß ich zwar kein Indianer bin, aber „keiner" bin ich doch auch nicht.

Und drum sagte ich: „Ich tät mir den Wigwam gern mit dir anschaun – wenn ein Bleichgesicht wie ich zugelassen ist."

„Ja – wollen Sie 'n wirklich sehn?" fragte der Maxl, und es ehrte mich sehr, als dabei aus seinem Gesicht der Ausdruck von Mißmut und Langeweile verschwand.

„Freilich will ich ihn sehn!"

So wanderten wir zwei, der Maxl und ich, zum Bach. Und damit nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Am Bach krochen wir durch ein paar Büsche, und dann standen wir schon vor dem Wigwam, einer richtigen kleinen Sommerlaube aus Geäst. Wirklich sehr einladend. Sogar so was Ähnliches wie einen Tisch hatten sie aus Brettern gezimmert, und als Stühle dienten Ziegelsteine, die sie aus einer Schutthalde herausgebuddelt hatten, wie mir der Maxl eifrig versicherte.

Nachdem ich die ganze Innenausstattung gebührend bewundert hatte, traten wir vor den Wigwam. Ruhig floß der Bach dahin, keine zwei Meter von uns entfernt.

Plötzlich schrie der Maxl: „Herr Pfister!! Herr Pfister! – Dort schwimmt was!"

Was soll da schon viel schwimmen! dachte ich und sah gar nicht genau hin.

„Herr Pfister, das ist eine Katz!! Die lebt noch, die hält ihren Kopf über's Wasser!!"

Tatsächlich, jetzt, wo das schwarze Ding da draußen näher herantrieb, konnte man ganz deutlich sehen, daß da eine Katze verzweifelt ruderte. Der Maxl war nicht mehr zu halten. Er brach durch Büsche, merkte gar nicht, wie ihm die Strümpfe dabei zerrissen, und wollte nur schnell der dahintreibenden Katze nach.



„Da vorn macht der Bach eine Biegung, Herr Pfister, da können wir sie rausfischen. Schaun S' doch auch gleich nach einem Stecken!"

Der Maxl steckte mich direkt an. Ich lief ihm nach, riß im Vorbeilaufen einen dürren Ast ab und kam ziemlich atemlos mit dem Maxl an der Biegung des Flusses an. Tatsächlich, die Katze trieb auf uns zu, und ich konnte sie mit dem dürren Ast erreichen. Sie begriff auch gleich, daß wir ihr helfen wollten, und klammerte sich fest. Die Uferböschung war aber zu hoch, sie konnte nicht rausklettern. Was blieb mir anderes übrig, als mich mit meinem besten Anzug auf den Bauch zu legen und sie herauszufischen!

Kinder, sah die Katze aus! Das kohlschwarze Fell klebte ihr ganz kläglich am Körper, so daß sie richtig dürr und ausgehungert aussah. Und gezittert hat sie wie Espenlaub.

„Muß schon ziemlich lang im Wasser geschwommen sein, weil sie so zittert", meinte der Maxl.

„Na hör mal, heut ist's ja auch recht frisch – da tätst du auch gleich schnattern. Und Katzen sind gegen kaltes Was-

ser besonders empfindlich. Wir müssen sie sofort trockenreiben! Aber womit?" Ich überlegte einen Augenblick.

„Sie haben einen Schal an, den könnten wir nehmen", entschied schnell der Maxl.

Der Schal ist zwar das einzige und beste Exemplar, das ich von dieser Art Kleidungsstück besitze, aber was blieb mir anderes übrig? Ich nahm ihn herunter und wickelte ihn um die Katze. Und weil jetzt die Katze schon in meinem Schal war und weil ich den Schal doch wieder mitnehmen wollte, nahm ich eben den Schal samt der Katze mit nach Hause. Der Maxl und ich liefen im Trab. Die kohlschwarze Katze maunzte nur einmal ganz leise und schaute uns im übrigen immer mit ihren großen Augen an – ja, eigentlich muß ich sagen, daß dieser außergewöhnlich kluge und verständige Blick mich gleich hätte stutzig machen sollen. Aber wer denkt sich schon immer gleich bei allen Dingen was!

Zu Hause organisierte der Maxl aus den Speisekammervorräten Milch, und wir machten sie bei mir in der Küche warm. Währenddessen rieben und rubbelten wir die Katze so weit trocken, daß sie schon anfing ganz manierlich auszusehen.

Die Katze schleckerte dann auch ganz vergnügt ihre Milch.

Der Maxl meinte, während er ihr dabei zuschaute: „Aber Sie müssen jetzt die Katz behalten, Herr Pfister, ich darf keine heimbringen. Wir haben schon mal eine gehabt, und die ist nicht stubenrein geworden, und dann hat meine Mutter gesagt: einmal und nicht wieder!"

Ach so – irgendwo mußte ja die Katze bleiben!

Sie bloß zu retten und dann wieder hinauszujagen, das ging doch auch nicht. Aber ausgerechnet bei mir, einem Junggesellen?

Nun, kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich und freute mich vorerst einmal daran, daß in die Katze wieder richtig Leben kam, daß sie anfing, mit ihrem Schwanzspitzel unternehmungslustig zu wedeln und daß sie sich immer wieder putzte und schleckte und mit der Zeit eine ausgesprochen schöne schwarze Katze wurde, ohne auch nur das geringste weiße Fleckchen.

Über dieser Rettungsaktion war es ziemlich spät geworden, und der Maxl mußte nach Hause. Ich blieb mit der Katze allein. Ein wenig komisch bin ich mir vorgekommen als Katzenbesitzer. Aber da war jetzt nichts zu ändern. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, um zu arbeiten.

Was ich da gearbeitet habe, wollt ihr wissen? Nun, ich begann zu schreiben, das sagt schon der Name Schreibtisch. Und zwar an einem Roman. Jawohl. Einen Roman von einem Kapitän, der auf einem Schiff – nun, ich kann euch jetzt nicht die ganze Geschichte erzählen. Jedenfalls setzte ich mich hin und fing grad zu schreiben an, als eine Stimme hinter mir sagte:

„Hallo – Sie!"

Ich fuhr herum. „Wie bitte?"

„Hallo – Sie!"

Ich schaute und sah niemand. Ich fürchte, ich schaute ziemlich dumm. Zuerst dachte ich, der Maxl hätte sich einen Spaß mit mir erlaubt und rief: „Maxl, bist du noch da? Laß diese dummen Scherze!"

„Nein, der Maxl ist weggegangen", sagte die Stimme. „Nur ich bin noch da. Und ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich spreche . . ."

„Jetzt schlägt's aber dreizehn! Himmel, wer ist denn da?"

„Ich!"

Ich kann euch sagen, ich fuhr vom Stuhl hoch, als hätte ich mich in Reißnägel gesetzt. Niemand war zu sehen! Ich riß die Schranktür auf, schaute unter die Couch, aber nirgends war jemand versteckt.

Plötzlich sagte die Stimme ganz hochmütig: „Lassen Sie doch die dumme Sucherei! Ich, die Katze, spreche mit Ihnen. Darf ich mich jetzt endlich vorstellen: Musch ist mein Name."

Ich dachte, ich sei übergeschnappt. Ruhig hinsetzen, ruhig atmen, ganz locker atmen, entspannen, locker, vorsichtig den Kopf drehen.



„Wenn Sie solche Turnübungen machen, kann ich kein vernünftiges Wort mit Ihnen reden!"

„Nicht? So? – Nein? – Ja!"

„Ich habe Sie für klüger gehalten!" Die Katze seufzte tief. „Aber ihr Menschen seid seltsame Tiere. Was ist denn schon dabei, wenn eine Katze reden kann?"

„Dabei? Nichts, oh, nein, gar nichts!"

„Verzeihen Sie, Herr . . . wie war bitte gleich Ihr Name?"

„Pfister."

„Ja, Herr Pfister, Ihr Gesichtsausdruck ist in diesem Augenblick nicht sehr klug. Vielleicht bringen Sie das Gesicht zuerst in Ordnung, bevor ich weiterrede."

„Mein Gesicht? Ja, sofort", sagte ich und machte ein noch viel dümmeres Gesicht.

„Das Reden liegt bei uns in der Familie. Schon mein Urahn, der Kater Hidigeigei, konnte in Versen sprechen. Ist Ihnen mein Urahn ein Begriff?"

„Ich hatte leider nicht die Ehre –"

„Er lebt ja schon lange nicht mehr. Aber ich lebe. Und ich rede auch."

„Ich – ich merke es", stotterte ich.

„Eigentlich habe ich mir ja vorgenommen, nie mehr mit einem Menschen zu reden. Sie benehmen sich nämlich dann immer so dumm. Sie schrein um Hilfe oder gehn zum Arzt; ja, dem Herrn Schulze ist sogar der Führerschein entzogen wor-

den, weil er sich vor den Ohren eines Polizisten laut mit mir unterhalten hat. Ooh miau!"

„Miauen können Sie also auch. Das beruhigt mich immerhin."

„Bisweilen. – Aber als ich vorhin im Wasser lag –"

„Äh – wenn ich unterbrechen darf – wie sind Sie denn vorhin ins Wasser gekommen?"

„Miau – war reine Dummheit von mir. Wollt einen Vogel fangen und bin dabei zu weit gesprungen. Ja, also, wie ich da vorhin im Wasser lag, hab ich zweimal um Hilfe gerufen. Das eine Mal ist gleich ein Polizeiboot losgefahren – ich glaub, die suchen jetzt noch nach dem Menschen, der ihrer Meinung nach um Hilfe geschrien hat – mich ließen sie ruhig weitertreiben. Bei meinem zweiten Hilferuf ist ein Mensch vom Ufer gleich ins Wasser gesprungen und mußte von einem andern wieder herausgezogen werden. Sie können sich vorstellen, daß ich dann keine Lust mehr zum Schreien hatte, als ich Sie sah."

„Wer denkt auch . . ."

„Niemand denkt, das ist es ja!" Die Katze ringelte ihren Schwanz um ihre Vorderpfoten. „Jetzt wäre es sehr hübsch von Ihnen, wenn Sie einen Kamillentee für mich machen würden. Gegen Schnupfen, verstehen Sie?"

„Einen Kamillentee? Ja, natürlich. Sofort."

„Wenn es Ihnen keine Umstände macht."

„N-nein, nein – gar nicht."

„Sonst bin ich keineswegs anspruchsvoll. Ein wenig Milch genügt. Mäuse fange ich mir selbst."

„Hier gibt's aber keine Mäuse."

„Nun, Sie werden mich ja nicht immer in der Wohnung eingesperrt halten. Ich bin viel nützlicher, wenn ich meine Freiheit habe."

„Nützlicher – wieso? Wem?"

„Ihnen, mein Lieber. Ich sehe als Katze Dinge, die Sie nie sehen, ich kann Gespräche anhören – wer nimmt sich schon beim Reden vor einer Katze in acht –, ich werde alles wissen, was hier herum passiert."

„Ich stecke aber nicht gerne meine Nase in andrer Leute Angelegenheiten."

„Das sagen alle Menschen und tun es dann doch."

„Ach – ich – ich mache jetzt Kamillentee, nicht wahr?"

Schleunigst verschwand ich in die Küche. Ich war so durcheinander, daß ich zuerst den Topf fallen ließ, dann Salz statt Kamillen ins kochende Wasser warf und dann das Wasser in den Herd schüttete. Als ich's glücklich doch geschafft hatte, war ich total erschöpft. Außerdem hatte ich mindestens zehn blaue Flecke am Bein, weil ich mich immer wieder hineingezwickt hatte, um zu spüren, ob ich nicht vielleicht doch träumte. Aber das half nicht. Als ich mit dem Tee ins Zimmer kam, lag die

Katze bequem auf meiner Couch und wedelte unternehmungslustig mit dem Schwanzspitzel.

„Wie ich sehe, dampft der Tee noch sehr, würden Sie so freundlich sein und ihn etwas blasen. Ich kann so schlecht blasen", sagte sie.

Ich blies also. Währenddessen drehte die Musch ein wenig ihre Ohren von vorne nach der Seite und umgekehrt und fuhr sich mit der Pfote über ihre Schnurrbarthaare.

„Miau, ich weiß noch nicht, ob ich bei Ihnen bleiben soll. Mir gefällt, daß Sie im Erdgeschoß wohnen."

„So?" Ich blies aus Leibeskräften.

Sie legte ihren Kopf schief. „Sie selbst gefallen mir übrigens auch."

„Sehr erfreut – aber –"

„Wir können es ja mal probieren, meinen Sie nicht?"

„Oh, das schon, aber ich bin Junggeselle, müssen Sie wissen, und ich muß viel arbeiten, und meine Zeit . . ."

„Sie können getrost du zu mir sagen. Menschen sagen zu Katzen meistens du – ich glaube übrigens, der Kamillentee ist jetzt richtig."

Ich stellte ihr den Kamillentee hin, und sie löffelte ihn mit ihrer kleinen Zunge eifrig in sich hinein. Als sie fertig war, fragte sie: „Was arbeiten Sie eigentlich?"

„Ich schreibe einen Roman."

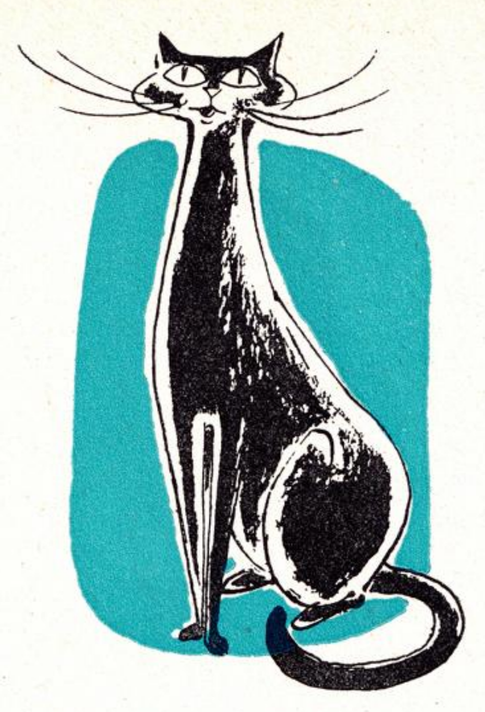
„Schreiben ist eine ganz schöne Beschäftigung – ich fange lieber Mäuse."

„Hier gibt es aber wirklich keine Mäuse."

„Oh, verlassen Sie sich da ganz auf mich." Hatte ich mich geirrt oder zwinkerte sie mir wirklich mit einem Auge zu? „Sie werden schon sehen!"

Nun, ich glaubte das besser zu wissen, aber ich schwieg lieber. Mir gefiel diese Musch nämlich inzwischen so gut, daß ich sie nicht verjagen wollte. Außerdem dachte ich, was das für ein Spaß wäre, wenn ich jemand erzählte, ich hätte eine Katze, die sprechen kann!





Da sagte die Musch, als hätte sie meine Gedanken erraten: „Vor einem muß ich Sie warnen: Erzählen Sie keinem Menschen, daß Sie sich mit einer Katze unterhalten. Es hat fürchterliche Folgen. Ich weiß das aus Erfahrung. Ich rede auch nur mit Ihnen und sonst mit keinem Menschen." Sie stellte ihre beiden Vorderpfoten ganz eng nebeneinander, fast ein wenig feierlich. „Ich schwöre das bei der Vorderpfote meines Großvaters. Schwören Sie auch?"

„Ich? – Nein."

„Nun, die Folgen werden Sie ja sehn." Die Musch machte eine so strenge Falte über der Nase, daß ich lachen mußte. Etwas gekränkt über meine Heiterkeit sagte sie: „Bitte schön, wie Sie meinen!" Und sie erhob sich. „Miau, ich möchte jetzt gern spazierengehn. Würden Sie so gut sein und die Tür für mich öffnen?"

Gehorsam stand ich auf und öffnete. Unter der Tür blieb die Musch plötzlich stehen und erklärte: „Diese Umstände mit der Tür könnten wir uns sparen, wenn Sie so freundlich wären und mir eine kleine Klappe hier hineinmachen ließen. Hier und vielleicht auch an der Balkontür."

„Ja – wie Sie – wie du meinst", antwortete ich. Mit hocherhobenem Kopf und noch höher erhobenem Schwanz entschritt die Katze Musch. Ich mußte dringend Luft schnappen und ließ mich in meinen Sessel fallen. Vorher aber ging ich nochmal zur Tür und rief der Musch nach: „Falls du nicht zurückfinden solltest, ich wohne auf Hausnummer fünf!"

„Miau!" tönte es von unten. In diesem Augenblick kam Frau Erdlinger die Treppe herauf. Sie schaute mich an, dann die Treppe hinunter. Aber da war nur eine Katze. Ich wurde rot wie ein ganzer Korb voll Tomaten. Schnell schloß ich die Tür.

Wie ich einen guten Rat missachtete



Sicher könnt ihr euch vorstellen, daß ich nach dieser Unterhaltung einigermaßen erschlagen vor meinem Schreibtisch saß und nachdachte. Den Gedanken, ich könnte vielleicht nur geträumt haben, gab ich auf. Erstens träume ich am hellen Tage nur ganz selten, und zweitens stand da ja noch die geleerte Teetasse. Also mußte es wahr sein.

Wenn so etwas Ungeheuerliches aber wahr ist, dann kann man es doch unmöglich für sich behalten! Mir jedenfalls schien es, als könnte ich das nicht. Drum ging ich ans Telefon. Zuerst rief ich meinen Freund Johannes an. Er ist von Beruf Fotograf und macht für illustrierte Zeitungen Sensationsberichte.

„Mensch, Johannes", sagte ich zu ihm am Telefon. „Komm doch sofort mal her. Ich habe für dich die größte Sensation dieses Jahres. Ja, gleich sollst du kommen. Ja, nimm den Fotoapparat mit. Bis gleich!"

Und dann rief ich meinen Freund Balduin an. Ein etwas komischer Name, aber er paßt zu ihm. Er macht nämlich Geräusche im Rundfunk.

„Balduin, gut, daß du zu Hause bist", begrüßte ich ihn. „Komm gleich mal zu mir. Ich muß dir etwas von einem Tier mit einer Stimme erzählen – das wird dich

umwerfen! Ja, nimm gleich ein Tonbandgerät mit –. Es ist die Sensation des Jahres! Komm nur sofort!"

Er versprach, gleich zu kommen.

Und dann rief ich noch Theobald, den Tierarzt, an. Er ist mit mir in die Schule gegangen.

„Theobald, laß deine Praxis für heute ruhen, komm sofort zu mir", sagte ich, „ich habe ein Haustier. Du wirst schon sehn, was für eins. Einen so seltenen Fall, wie ihn ein Tierarzt in hundert Jahren nicht sieht. Auch dann nicht, wenn er älter wird als hundert – der Tierarzt, natürlich. Einen wesentlichen wissenschaftlichen Beitrag kannst du daraufhin für die Tiermedizin leisten. Ob du gleich deine ärztlichen Untersuchungsinstrumente mitbringen sollst? Klar!"

Auch er versprach, sofort zu kommen.

Ich war ziemlich aufgeregt. Ich holte bis zur Ankunft der Freunde Wein aus dem Keller, machte eine Flasche auf und trank ein Glas im voraus. Und ich malte mir aus, wie überwältigt sie alle sein würden.

Sie kamen fast gleichzeitig an.

Johannes, der Fotograf, rief gleich unter der Tür: „Wo ist die Sensation?"

Und Balduin sagte: „Wir haben zwar schon mehr als genug Stimmen im Rundfunk, aber laß mal gleich hören!"

Und Theobald: „Ich habe ja schon viele Tiernarren erlebt, aber daß du neuerdings auch dazu gehörst, läßt tief blicken. Fühlst du dich einsam?"

„Nein", antwortete ich, „ich fühle mich keineswegs einsam, im Gegenteil." Sie sollten nur hereinkommen und sich fest auf die Stühle setzen. Oder noch besser, erst in Ruhe einen Schluck Wein trinken. Das taten sie also auch.

Dann fing ich an: „Also, heute morgen habe ich eine Katze aus dem Stadtbach gezogen. Eine kohlrabenschwarze Katze."

„Aha, ich wittere die Sensation", fiel mir der Fotohannes ins Wort. „Es stellte sich heraus, daß das die Katze eines berühmten Filmschauspielers ist!"

„Katzenstimmen haben wir mehr, als die Rundfunkhörer in einem Jahr vertragen können", sagte Balduin.

Und Theobald redete dazwischen: „Das Thema Katzen ist vom tierärztlichen Standpunkt aus völlig ausgeschöpft."

„Laßt mich doch ausreden!"

„Laßt ihn doch ausreden", ordnete Johannes an.

„Also, ich brachte die Katze nach Hause, rieb sie trocken . . ."

„Katzen bekommen leicht Lungenentzündung durch Schwimmen in Wasser", warnte Tierarzt Theobald.

„. . . rieb sie trocken und wollte dann wieder weiterarbeiten. Doch während ich mitten im Schreiben war, hörte ich plötzlich eine Stimme."

„Diese Schriftsteller!" stöhnte Fotohannes. „Sie phantasieren sich so in das hinein, was sie sich am Schreibtisch ausmalen, daß sie gleich Stimmen hören. Da lobe ich mir meine Kamera. Die fotografiert nur, was es auch wirklich gibt."

„Ich dachte zuerst auch, es wäre eine Einbildung", fuhr ich fort. „Aber stellt euch vor: Es war wirklich die Katze, die mit mir sprach. Ganz klar und deutlich redete sie, und sie sprach – ich möchte fast sagen – ein gewähltes Deutsch."

Es herrschte völlige Stille. Meine Freunde sahen sich an, dann mich.

Plötzlich fing Balduin zu lachen an. „Er ist unter die Märchenschriftsteller gegangen, das ist die Sensation, die er uns mitteilen will! Aber lieber Anton Pfister, der Einfall, daß eine Katze redet, ist doch ganz und gar nicht neu. Vor zweitausend Jahren gab es schon solche Märchen. Du mußt dir eine andere Sensation ausdenken!"

Der Tierarzt knurrte ärgerlich: „Und deswegen lasse ich meine Praxis im Stich!!"

Balduin sagte: „Ist ja witzlos. Man kann mit der menschlichen Stimme Tierstimmen nachmachen, aber ein Tier, das Menschenstimmen nachmacht – was soll das!"

„Freunde", rief ich dazwischen, „ich wußte, ihr würdet mir nicht aufs erstemal glauben. Aber ich kann euch zum Beweis jedes Wort meiner Unterhaltung mit der Katze erzählen. Die Katze sagte, das Reden läge bei ihr in der Familie, ein Urahn von ihr konnte sogar in Versen sprechen. Und sie habe sich vorgenommen, nie mehr zu reden. Ja, und sie wollte einen Kamillentee trinken gegen Schnupfen."

Bei der Erinnerung mußte ich plötzlich wieder lachen. „Stellt euch vor, Kamillentee wollte sie! Da ist noch die Tasse."

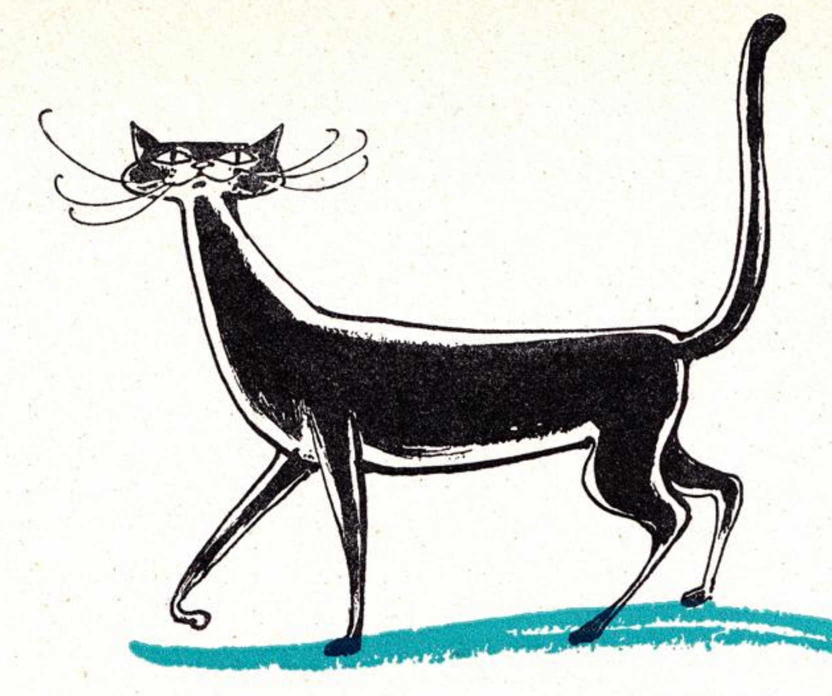
Ich stand lachend auf, um die Tasse vorzuzeigen. Tiefste Stille war im Raum. Ich stellte die Tasse, die in das Schweigen hinein überlaut klirrte, auf den Tisch.

„Na, sitzt nicht so verdonnert da!" fuhr ich meine Freunde an.

Da sagte Johannes mit einer Stimme, wie er sich wohl dachte, daß man sie im Umgang mit Irren braucht: „Und du meinst, lieber Anton, ich soll die Tasse fotografieren? Äh –, ich tue es gern, – natürlich. Nur – ich möchte dann gleich heimgehen."

„Du brauchst deine Stimme nicht so zu dämpfen, Johannes, ich bin ganz und gar normal. Aber – ich habe wirklich nur eine Katze, die redet."





Johannes stieß Balduin an. „Das ist oft so! Man meint ‚nur' der Kaiser von China zu sein."

Ich spürte, wie ich allmählich zornig wurde.

„Meine Lieben", sagte ich so beherrscht wie möglich, „ihr kennt mich doch. Schon in der Schule bin ich immer rot geworden, wenn ich gelogen habe. Ich kann gar nicht lügen. Ich halte mich immer streng an die Wahrheit. Wenn ich euch also sage, daß ich seit heute eine Katze habe, die ein regelrechtes Gespräch mit einem Menschen führen kann, so ist das die reine, nackte Wahrheit!"

„Miau", ließ Balduin leise hören.

„Laß den Unsinn!" Ich wurde zornig. „Ich werde euch den Beweis in Kürze erbringen. Musch – so heißt diese Katze – hat mich gebeten, ein wenig spazierengehn zu dürfen."

Wieder sahen sich die drei an.

„Wenn sie vom Spaziergang zurückkommt", fuhr ich fort, „dann werdet ihr 's ja selbst hören!"

„Hoffentlich verläuft sie sich nicht!" brummte Theobald.

„Nein", antwortete ich ernst und mit Nachdruck, „nein, das passiert nicht, denn ich habe ihr die Hausnummer nochmal nachgerufen."

Da stand Theobald auf.

„Lieber Anton", sagte er, „für diesen Fall bin ich als Tierarzt nicht zuständig. Da mußt du einen Nervenarzt zuziehen. Du gestattest, daß ich einen Kollegen anrufe?"

„Nein!" schrie ich. „Ich gestatte es nicht!"

„Vorsichtig, Vorsicht, erregt ihn nicht! Man darf so jemand nicht erregen", flüsterte Balduin.

„Vielleicht etwas kaltes Wasser über den Kopf, eine leichte Kaltwasserbehandlung", flüsterte Hannes zurück.

„Zum Teufel nochmal, hört auf mit diesem Unsinn!" schrie ich.

„Achtung, er fängt gleich zu toben an!" warnte Theobald.

„Lieber Anton, ich möchte mir nur schnell die Hände waschen; du gestattest doch?" Damit wollte Balduin zur Tür hinaus.

„Nichts gestatte ich! Ihr wartet jetzt, bis die Katze kommt." Ich sprang auf, hinter Balduin her.

Da packten mich die zwei andern von hinten. Das war mir denn doch zu bunt. Ich wehrte mich aus Leibeskräften. Zwei Weingläser flogen dabei auf den Boden und zerbrachen klirrend.

In diesem Augenblick hörten wir laut und deutlich vor der Tür miauen und kratzen.

„Das ist sie", schrie ich, „laßt sie herein!" Und ich boxte und stieß um mich, um loszukommen. Aber die beiden waren stärker als ich und beförderten mich auf die Couch, während Balduin zur Tür lief, um die Katze hereinzulassen.

Musch spazierte majestätisch ins Zimmer und sah uns alle mit großen Augen an. Und – hol sie der Kuckuck, wie sie mich da auf der Couch liegen sah, links und rechts festgehalten von Theobald und Johannes, da sah ich deutlich ein Grinsen um ihren Mund!

„Das also ist die schwarze Katze!" sagte Balduin.

„Gottlob, farbenblind scheint er nicht auch noch geworden zu sein!" ergänzte Theobald erleichtert.

„Musch", rief ich aus meiner unfreiwilligen Ruhelage heraus und von dem Kampf immer noch ein wenig keuchend, „liebe Musch, sag doch bitte diesen Herren, wie du heißt. Ich flehe dich an!"



Die Musch setzte sich hin und putzte sich, als hätte ich kein Wort zu ihr gesagt.

Balduin setzte sich auch. Er war bleich.

„Armer Anton", murmelte er, „daß das so ein Ende mit ihm nehmen mußte!"

„Musch, liebe gute Musch", flehte ich, „ich bitte dich bei der Vorderpfote deines Großvaters, sag irgend etwas, die Herren meinen sonst, ich sei verrückt!"

Die Musch putzte sich ungerührt.

„Ruf doch Doktor Hallecker an, Balduin", bat Johannes. „Ich weiß nicht, wie lang wir ihn so festhalten können!"

„Laßt mich los!" brüllte ich. „Musch, red endlich!!"

Balduin ging ans Telefon und rief den bekannten Nervenarzt Hallecker an.

„Ja", sagte er, „es ist sehr dringend, daß Sie kommen, möglichst mit einem Assistenten. Symptome? Er glaubt, seine Katze rede mit ihm. Ja ja, vorerst noch harmlos –, aber mitunter tobt er bereits. – Danke schön, sehr liebenswürdig, daß Sie sofort kommen wollen."

Die Musch hatte inzwischen aufgehört sich zu putzen. Sie sah uns der Reihe nach an und machte ein kleines, klägliches „miau".

Balduin nahm sie und streichelte sie. „Eine schöne Katze, lieber Anton, sehr schön." Er setzte sie mir auf den Bauch. „Damit er ruhiger wird", flüsterte er den beiden andern zu.

Ich war schon ganz heiser. Drum versuchte ich es leise mit der Musch.

„Komm, sag mal, wie war der Spaziergang?" – Stille –

„Schönes Wetter draußen, nicht wahr?" – Stille –

„Hast du Mäuse gefunden oder glaubst du mir jetzt, daß es in unserer Gegend keine gibt?" – Stille –

„Ist dir der Kamillentee gut bekommen?" – Stille –

„Du sollst sagen, ob dir der Kamillentee gut bekommen ist!" schrie ich sie jetzt ungeduldig an. Da sah ich, wie Balduin eine Träne über die Backe lief. Jetzt erst ergab ich mich. Die Menschen würden mir nie glauben, daß die Musch reden konnte.

Es läutete. Doktor Hallecker kam. Mit ihm ein Assistent, der wie ein Schwergewichtsmeister im Ringen aussah.

„Wo ist unser lieber Patient?" fragte Doktor Hallecker.

Balduin deutete auf mich, der ich immer noch links und rechts von meinen beiden Freunden festgehalten wurde, die Katze auf dem Bauch. Sicher bot ich einen jämmerlichen Anblick.

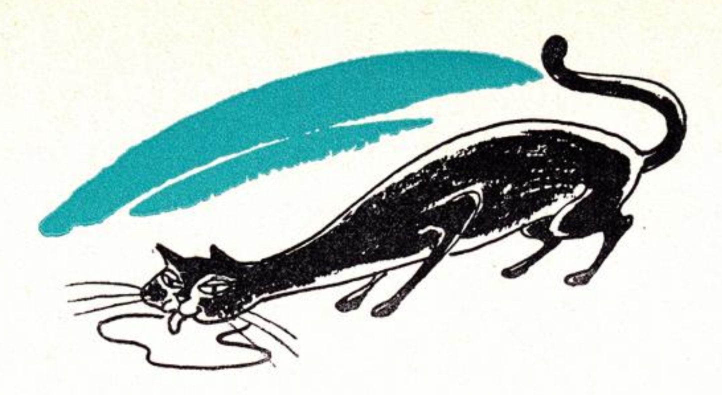
„Lieber Herr Doktor", sagte ich da in einem plötzlichen Entschluß, „meine Freunde haben sich leider einen Scherz erlaubt, das heißt, eigentlich habe ich mir einen Spaß gemacht. Ich habe versucht, meinen Freunden weiszumachen, daß die Katze reden kann. Natürlich kann sie nicht reden. Aber ich bin Schriftsteller, und da ist es manchmal notwendig, Menschenstudien zu treiben."

Als Theobald und Johannes mich so reden hörten, ließen sie mich vor Verblüffung los.

Ich stand schnell auf und reichte Doktor Hallecker die Hand. „Ich bin wirklich untröstlich, daß Sie bemüht worden sind."

Doktor Hallecker zog eine Taschenlampe hervor und blinkte mir sekundenschnell damit in die Augen.

„Hm", machte er dann. Er bat mich, wieder Platz zu nehmen, und klopfte gegen mein Knie.



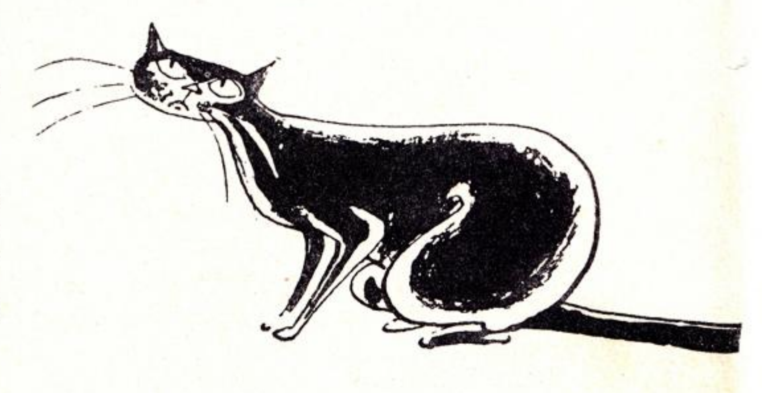
„Reaktion normal", murmelte sein Assistent.
„Hm", sagte der Doktor nochmals.
„Es war wirklich nur ein Spaß", versicherte ich ihm.
„Ein etwas teurer Spaß, meine Herren", entgegnete Doktor Hallecker würdevoll. „An wen von Ihnen darf ich die Rechnung für meine Bemühung schicken?"
Meine Freunde sahen sich betroffen an.
„Wir teilen es auf", antwortete ich so liebenswürdig ich konnte und begleitete den Arzt und seinen Assistenten zur Tür.
Dann ging ich ins Zimmer zurück. Da standen die drei wie aus Marmor. Ich sagte nichts, sie sagten nichts. Musch lag auf der Couch und tat, als schliefe sie.
Da nahm Johannes seine Kamera und ging, Theobald griff nach seinem Tierarztköfferchen und folgte ihm. Zuletzt griff Balduin nach seinem Tonbandgerät.
„Eigentlich hätte ich das Ganze aufnehmen sollen", sagte er. „Schade, daß mir das so spät erst eingefallen ist."
„Schade", wiederholte ich und blickte meinen drei ehemaligen Freunden nach. Ehemalige, sage ich, denn sie sind seitdem nie mehr gekommen. Nur die Arztrechnung ist gekommen. Ich habe sie stillschweigend bezahlt.
Und was die Musch betrifft: Nachdem meine Freunde gegangen waren, öffnete sie eines ihrer schläfrig zugedrückten Augen und sah mich damit an.
„Mistkatz!" sagte ich.
„Ich habe es ja gesagt. Aber Sie wollten es mir nicht glauben."
„Aber du hättest doch was sagen können, zum Kuckuck!"
„Habe ich geschworen oder nicht?"
„Doch – schon – aber . . ."
„Na also!"
„Dann schwöre ich es aber jetzt nach dieser Erfahrung auch: Nie mehr sage ich einem Menschen, daß du reden kannst."
Mit einem Satz sprang die Musch von der Couch. „Das ist klug! Ich finde, jetzt können wir Bruderschaft trinken. Wie heißt du mit dem Vornamen?"
„Anton –, Tonerl hat meine Mutter immer gesagt."
„Gut, Tonerl", sagte die Musch und begann behaglich den vorhin verschütteten Wein vom Teppich zu schlecken. „Prost!"
Ich sank in meinen Stuhl. „Prost, Musch!"

Musch bekommt Appetit auf einen Fisch

Als frischgebackener Katzenbesitzer weiß man noch nicht so ganz Bescheid, was man alles für das Tier tun muß. Namentlich bei einem so besonderen Tier. Ich stellte der Musch jedenfalls mein schönstes Sofakissen als Nachtlager zur Verfügung, ich ließ den Schreiner kommen und in die Balkontür eine leicht bewegliche Klappe bauen, damit die Katze raus und rein konnte, wann immer sie wollte, und im übrigen gab ich ihr Milch und Wurstreste.

Es ging alles ganz gut. Nur eines wußte ich nicht: daß Katzen gern Fische fressen.

Eines Tages kam die Musch und sah recht kläglich aus. Das Schwanzspitzel, das sonst immer unternehmungslustig hin und her zuckt, zog sie reglos hinter sich her, und den Kopf ließ sie tief hängen. Ich erschrak ziemlich bei diesem Anblick.



„Um Himmelswillen, Musch! Was ist denn los, bist du krank?"

„Miau."

„Komm, Musch, rede doch, weshalb kannst du denn reden! Tut dir was weh?"

„Miau – hier innen drin tut's weh." Dabei schaute sie auf ihren Bauch und stippte mit der Nase hin.

Ich war ziemlich ratlos und fragte: „Was ist denn bei einer Katz da drin?"

„Der Magen." Wieder miaute sie kläglich.

„Der Magen? Hast du etwas Falsches erwischt? Du wirst doch kein Mäuse- oder Rattengift gefressen haben? Manchmal streuen die Leute so was!"

Die Musch sah mich nur ein wenig traurig an. Ich setzte mich neben sie auf den Boden.

„Musch, komm her. Sag, hast du so kleine lila Körner gefressen? Vor irgendeinem Mäuseloch vielleicht?"

„Nein. Bin doch nicht dumm. Weiß doch, was Mäusegift ist!" Sie sagte das so vorwurfsvoll, daß ich mich meiner Vermutung fast schämte.

„Ja, was ist es denn dann? Du mußt doch was gefressen haben, wenn dir der Magen weh tut! Die Milch kann es doch nicht gewesen sein!"

„Nein, miau."

„Was dann?"

„Der Fisch", antwortete sie und schaute mich nicht an.

„Ein Fisch? Ich hab dir doch keinen Fisch gegeben!"

„Du nicht – aber – oooh!"

„Wer dann?!"

„Wer? Miau. Niemand."

„Warst du an einer der Kehrichttonnen hinten im Hof? Hab ich dir nicht gesagt, daß eine feine Katze nicht an Kehrichttonnen geht?"

„Vielleicht hast du's gesagt – weiß nicht."

„Dann ist es also Fischvergiftung." Ich stand auf und lief erregt auf und ab. „Da muß ich sofort den Tierarzt verständigen. Der muß dir auf der Stelle den Magen auspumpen." Ich ging zum Telefon.

„Nicht den Magen auspumpen, Tonerl. Es ist keine Fischvergiftung!" Die Musch lief schnell hinter mir drein.

„Musch, das verstehst du nicht . . ." Ich hatte schon den Telefonhörer in der Hand.

„Der Fisch war aber ganz frisch!" Mit einem erstaunlich gesunden Satz sprang die Musch neben das Telefon. Sie hatte offensichtlich Angst. Nun, wer läßt sich schon gerne den Magen auspumpen! Ich begann die Nummernscheibe zu drehen.

Da sprang die Musch auf meine Schulter und sagte schnell: „Wenn du schon anrufst, dann muß der Tierarzt der Inge und ihrer Mutter und dem Dienstmädchen auch den Magen auspumpen!"

Höchst erstaunt legte ich den Hörer wieder hin.

„Wieso?!"

„Weil – miau – weil die in einer Stunde Mittag essen. Und – und da gibt es den Fisch."

„Wieso? Bei der Inge? Meinst du die Inge Kragelberger, die parterre gegenüber wohnt?"

„Miau – parterre", antwortete die Musch bloß.

Da ging mir ein Licht auf. Ich schüttelte die Musch von meiner Schulter und donnerte: „Hast du am Ende bei Kragelbergers einen Fisch gestohlen?!"

Die Musch legte die Ohren ganz flach an ihren runden Katzenkopf und schaute mich recht unsicher an. „Fisch ist sooo gut, Tonerl. Und – und bei dir gibt es nie Fisch!"

„Und du bist zum Parterrefenster hineingesprungen und hast ... Aber sag mal, war denn da niemand zu Hause?"

„Miau – das Dienstmädchen und die Inge."

„Und die haben dich nicht erwischt?"

„Nein. Das Dienstmädchen mußte eben an die Tür, weil es geklingelt hat, und die Inge war in ihrem Zimmer."

Ich mußte mich setzen.

Die Musch strich an meinen Beinen entlang. „Tonerl, Fisch hat bis in den Hof hinaus sooo gut gerochen! Dachte, ich sollte da mal näher dran riechen." Dabei schnupperte sie mit ihrer kleinen Nase genießerisch in die Luft.

„Dafür gehört dir eine hinter die Ohren!"

„Nicht, Tonerl! Mir ist sehr schlecht, glaub mir's. Mir liegt der Fisch im Magen."

Jetzt kannte ich mich nicht mehr aus: Wenn der Fisch gut war, dann konnte er ihr doch nicht im Magen liegen! Und wenn er ihr jetzt doch im Magen lag, dann konnte er nicht gut sein. Ich sagte daher: „Wenn dir schlecht ist, müßte man Kragelbergers darauf aufmerksam machen, daß der Fisch ..."

„Nein, Tonerl, der Fisch war gut, aber er liegt mir im Magen, weil ..."

„Weil?"

„Miau!"

„Weil?!"

„Weil ich so erschrocken bin. Ich bin auf dem Küchentisch gesessen und – und hab an dem Fisch so ein bißchen geschnuppert, und da ging draußen die Tür, und da hab ich ein Stück von dem Fisch genommen – und weil ich schnell davonlaufen mußte, bin ich an eine Vase gestoßen, und die Vase – die ist ganz außen am Tischrand gestanden, mußt du wissen ..." Die Musch seufzte tief.



„Und dann hast du die Vase runtergeworfen. Es wird immer schöner!"

„Gar nicht schöner wird es, Tonerl, sondern noch schlimmer ..."

„Um Gottes willen, was denn noch?!"

„Ich hab den Fisch im Hof – miau –"

„In aller Gemütsruhe aufgefressen?!"
„Ganz ohne Gemütsruhe, das ist es doch!"
Und dann erzählte mir die Musch, was sich wegen des gestohlenen Fisches in der Küche abgespielt und was sie von draußen mitangehört hatte.
Das Dienstmädchen Anna ist also in die Küche gekommen, hat einen Schreckensschrei getan und dann gejammert: „O Himmel! Die schöne Vase! Unsere beste Kristallvase – ja, wie hat denn das nur passieren können, wie hat das nur passieren können!" Und dann hat sie plötzlich geschrien: „Inge! Inge!"
Die Inge ist sofort in die Küche gestürzt und hat gefragt: „Was ist denn los, Anna?"
Die ist gleich hochgegangen. „Du brauchst es ja nicht zu sagen, wenn du was runterwirfst! Da schau dir nur an, wie die schöne Vase jetzt ausschaut! Lauter Trümmer!"
Die Inge war höchst verwundert. „Die Vase? Ich war ja überhaupt nicht in der Küche, Anna."
„Fang nur jetzt ja nicht zu lügen an! Das nützt dir gar nichts! Ich war für drei Minuten drüben bei der Frau Auer, und wie ich wieder rüberkomme, liegt die Vase am Boden. Das kannst nur du gewesen sein, es war ja sonst niemand in der Wohnung. Der Wind kann nämlich so eine Vase nicht runterwerfen!"
„Aber ich war bestimmt nicht in der Küche. Ich hab es scheppern hören und dachte, du bist es!"
„Hat man so was schon gehört! Auf mich willst du's schieben! Dabei kannst nur du es gewesen sein!"
Da hat die Inge zu weinen angefangen: „Ich war's nicht, ich war's bestimmt nicht!"
Die Stimme der Anna wurde immer lauter und lauter: „So, du warst es nicht!! Du bist es nie! Neulich, als der große Fleck im Tischtuch war, hast du auch gesagt, daß du's nicht warst! Alles Mögliche hast du behauptet, nur zugegeben hast du's nicht. Und wenn deine Mutti nicht zufällig selber gesehen hätte, daß ..."
„Da hab ich gar nichts dafür können!" schluchzte die Inge.
„Und diesmal kannst du auch nichts dafür. Geh zu, du lügst ja! Ich werd es deiner Mutter schon sagen, wart nur ..."

In diesem Augenblick ist draußen die Tür gegangen, und die Mutter ist heimgekommen.

„So, da kommt deine Mutter grad rechtzeitig", hat die Anna geschnaubt.

Die Inge aber hat ihrer Mutter weinend entgegengerufen: „Mutti! Mutti!"

Die Mutter war ganz erschrocken. „Um Himmelswillen, wo brennt's denn . . . ?"

„Die Anna sagt, daß ich . . ."

„Die Inge sagt, daß die Vase . . ."

Beide haben gleichzeitig geredet.

Da sah die Mutter die zerbrochene Vase. „Ach", sagte sie, „die schöne Vase!"

„Mutti, ich hab sie bestimmt nicht runtergeschmissen!"

„Ich auch nicht, Frau Kragelberger. Ich war gar nicht in der Küch'."

„Ich war auch nicht in der Küch', Mutti, bestimmt!"

Eine Zeitlang war's daraufhin still. Dann sagte die Mutter: „Also, von allein fällt so eine Vase nicht vom Tisch, das steht fest!"

„Das sag ich auch!" rief die Anna.

„Ich hab aber in meinem Zimmer gespielt", heulte die Inge.

„Vielleicht ist die Vase schief gestanden, so daß eine Erschütterung genügt hat . . ." meinte die Mutter nachdenklich.



Aber da ist die Anna gleich wütend geworden. „Soll das heißen, daß ich die Vase schief hingestellt hab!? Die Vase kann überhaupt nicht schief gestanden haben – worauf denn?!"

„Es war aber doch außer euch niemand in der Wohnung, nicht wahr?" fragte die Mutter.

Jetzt fing auch die Anna zu weinen an. „Jetzt wollen Sie's auf mich schieben; ich weiß schon, ich muß immer den Sündenbock machen!"

„Nun machen Sie doch kein Theater, Anna", versuchte die Mutter zu beschwichtigen. „Die Vase ist ja nicht unersetzlich. Aber irgend jemand muß es doch gewesen sein. An Gespenster kann ich nun mal nicht glauben."

„Aber ich war's nicht", heulte die Inge.

„Und ich war's auch nicht", heulte die Anna.

Da wurde es der Mutter doch allmählich zu dumm. Sie sagte: „Eine von euch ist feig und lügt. Ich weiß wirklich nicht, wer. Aber ich bin sehr traurig. Das hab ich eigentlich keinem von euch zugetraut."

„Glauben Sie mir doch, Frau Kragelberger", flehte die Anna.

„Mutti, glaub mir doch", flehte die Inge.

„Ich mag mich nicht länger mit der Angelegenheit aufhalten. Wenn keine von euch die Wahrheit sagen will, dann müßt ihr eben beide für die Sache geradestehn. Die Vase hat vierzehn Mark gekostet. Die Inge bekommt sieben Wochen kein Taschengeld mehr, das sind die einen sieben Mark, und die restlichen sieben Mark zieh ich Ihnen in Raten vom Lohn ab."

Die Anna stotterte: „Aber meinen Lohn, den schick ich doch immer meiner Mutter heim!"

„Das tut mir leid. Keine von euch muß auch nur einen Pfennig bezahlen, wenn ihr die Wahrheit sagt. Aber so ..."

Die Inge fing an: „Wenn ich kein Taschengeld hab, dann kann ich nie mehr ..."

Aber die Mutter unterbrach sie: „Ich will jetzt nichts mehr hören! Ihr könnt es euch bis zum Mittagessen überlegen." Und damit ließ sie die beiden stehen.

Die Musch hat also das alles mitangehört. Nachdem sie mir's nun erzählt hatte, saß sie da wie ein Häufchen Elend.

„Hm –", bemerkte ich, „jetzt versteh ich, warum dir der Fisch im Magen liegt."

„Wie ein soo großer Stein, miau."

Ich ging ein wenig ratlos auf und ab. Dann sagte ich: „Ich finde es zwar scheußlich von dir, daß du das angestellt hast, aber weil du gleich gekommen bist und mir das erzählt hast, drum will ich auch nachdenken, was wir da tun können."

„Lieber, lieber Tonerl!" schnurrte die Musch und rieb dankbar ihren Kopf an meinem Schienbein.

Das hat mich so gerührt, daß ich barscher als notwendig gesagt habe: „Ist schon gut. Laß das. Was machen wir jetzt?"

Die Musch spielte nachdenklich mit ihrem Schwanzspitzel. „Wenn du zu Kragelbergers gehst, Tonerl, und ihnen sagst, ich hätte die Vase umgeworfen?"

„Aber Musch, das geht doch nicht! Woher soll ich denn das wissen? Ich werde mich hüten, irgendeinem Menschen zu sagen, daß du mir das erzählt hast!"

„Kannst du nicht sagen, du hättest es zufällig gesehn?"

„Wie sollte ich denn das sehn! Das Parterre ist doch so hoch, da kann ich nicht einfach reinschauen."

„Aber du hättest doch sehen können, wie ich reingesprungen bin!"

„Hm – schon. Aber dann wär es doch wohl meine Pflicht gewesen, gleich zu läuten und zu sagen: Entschuldigen Sie, bei Ihnen ist meine Katze reingesprungen."

Die Musch legte den Kopf so schief, daß man hätte meinen können, er purzele ihr herunter. „O Tonerl, was machen wir dann?"

Ich ging wieder auf und ab. Dann meinte ich: „Tja, weißt du, Musch, vielleicht sollte nicht ich die Sache einrenken, sondern du selber. Schließlich hast du doch auch die Suppe eingebrockt."

„Aber ich hab doch geschworen, zu niemand zu reden! Da würde überhaupt alles noch schlimmer."

„Unsinn, reden sollst du auch nicht."

„Miau – was dann?"

Wie immer, wenn ich nachdenke, zündete ich mir eine Pfeife an. Meist schon, wenn ich den Tabak in den Pfeifenkopf stopfe, fällt mir was ein. So auch diesmal.

„Ich hab's!" sagte ich. „Du mußt die ganze Geschichte den Kragelbergers genauso vormachen, wie sie sich zugetragen hat. Und zwar möglichst so, daß sie es alle miteinander sehn."

„Aber das kann ich doch nicht. Die Vase steht gar nicht mehr auf dem Tisch!"

„Macht nichts. Du springst auf das Fenstersims und vor aller Augen auf den Tisch, schnupperst am Fisch, machst kehrt und springst wieder zum Fenster raus."

„Und – und soll ich noch einen Fisch stehlen?"

„Um Himmelswillen – nein! Die Kragelbergers sollen nur wissen, daß eine Katze wegen des Fischgeruchs zum Fenster reinspringen und dabei was runterwerfen kann."

Der Musch begannen alle Haare zu Berge zu stehen, und sie zog ihren Kopf fast bis zum Bauch ein. „Oh Tonerl – da hab ich aber sehr Angst."

„Aber du willst doch nicht, daß die Anna und die Inge . . ."

„Nein. Aber – mir – mir ist gar nicht gut. Miau."

„Aber wenn alles wieder in Ordnung ist, wird dir großartig zumute sein."

„Wenn die aber ganz bös auf mich werden und mich hauen oder noch viel Schlimmeres?"

„Nein, das werden sie nicht."

Die Musch durchlief ein Zittern bis ans Schwanzspitzel. „Oh Tonerl – könntest du nicht wenigstens bis vors Fenster mitgehen, damit du mir helfen kannst, wenn die Anna vielleicht doch auf mich losgeht? Es gibt Köchinnen, sag ich dir, die machen Hasenbraten aus Katzen!"

Ich streichelte die Musch und beruhigte sie: „Die Anna bestimmt nicht. Komm, Musch, los!" Aber vorsichtshalber ging ich doch mit.

Ich tat so, als ginge ich langsam spazieren, und die Musch schlich mit gesenktem Kopf hinter mir drein. Vor Kragelbergers Küchenfenster blieb ich stehen, als interessierten mich die Vorgartenblumen. Die Musch warf mir einen schmerzlichen Blick zu und sprang aufs Fenstersims und von dort in die Küche.

Und schon hörte ich die Anna schrein: „Um Himmelswillen, eine Katz! Eine Katz! Frau Kragelberger, Inge, kommen S' schnell! Eine Katz!"

„Warum schreien Sie denn so, Anna?" hörte ich die Mutter.

„Ui, Mutti, wir haben eine Katz!" rief die Inge.

Aber dann übertönte wieder Annas Schreien alles: „Die Katz geht auf unser Fischfilet los!! Kschsch – gehst d' nicht gleich weg! Ja – gibt's denn so was auch –? Aber wart nur, gleich hab ich dich!"

Wie ich sie da poltern und sausen gehört habe, ist mir ganz zweierlei geworden. Ich wollte schon dazwischenrufen, da hörte ich Frau Kragelberger sagen: „Hören Sie doch auf, das Tier herumzujagen, Anna. Das kann doch nichts dafür!"

„Da unterm Ofen sitzt sie!" schrie die Inge aufgeregt.

„Moment mal", hörte ich wieder die Mutter. „Sagen Sie, Anna, haben diese Fischfilets vorher auch schon auf dem Tisch gelegen?"

„Ja, genauso wie jetzt, noch halb ins Papier eingewickelt." Das Papier raschelte, und die Anna rief: „Das waren doch fünf Scheiben Filet!! Und jetzt sind's nur noch vier! Diese Mistkatz hat ein Filet gestohlen!"

„Geh, Anna", protestierte da die Inge, „Ich hab doch ganz genau gesehen, daß sie jetzt bloß dran geschnuppert hat."

„Nicht jetzt, Inge", sagte da die Mutter, „sondern vorhin, und dabei hat sie wahrscheinlich die Vase runtergeworfen."

Über diese Lösung waren die Anna und die Inge sprachlos – das merkte ich bis draußen –, es war nämlich einige Zeit ganz still.



Aber nicht lange, da polterte die Anna los: „Ja so was, wer kommt denn auf so was, ja, diese Mistkatz, ja, was ich mit der mach! Komm nur her, du schwarzer Teufel du, zum Fenster kommst du mir nimmer raus – den Kragen dreh ich dir um!"

Ich rief, so laut ich konnte: „Frau Kragelberger! Frau Kragelberger!"

Frau Kragelberger schaute zum Fenster heraus.

Ich sagte so harmlos und höflich wie möglich: „Entschuldigen Sie, Frau Kragelberger – ist meine Katze bei Ihnen? Sie ist mir entlaufen, und jetzt dachte ich ..."

Da erschien auch Annas Kopf am Fenster. „So, Ihnen gehört das Vieh?"

„Aber Anna!" unterbrach sie Frau Kragelberger. „Die Katze kann doch nichts dafür, daß sie nun mal gern Fisch frißt. Ein Tier holt sich das, was es braucht."

„Ich sag ja gar nichts wegen des Fischfilets, aber daß sie auch noch die Vase runtergeworfen hat und daß die Inge und ich verdächtigt worden sind ..."

„Es tut mir wirklich außerordentlich leid!" versuchte ich einzuwenden.

„Und überhaupt", schimpfte die Anna weiter, „wenn man schon ein Tier hält, dann muß man eben auch drauf aufpassen!"

Frau Kragelberger, die eine gescheite und liebenswürdige Frau ist, war sichtlich peinlich berührt, weil ich so abgekanzelt wurde, drum sagte sie sehr freundlich: „Kommen Sie doch bitte herein, und holen Sie Ihre Katze. Sie sitzt unter dem Herd, und ich fürchte, uns kratzt sie nur, wenn wir versuchen sie hervorzuholen."

Ich ging also hinein und lockte: „Komm, Musch!"

Sie erschien ganz geduckt mit hängendem Schwanz und angelegten Ohren.

Da sagte die Inge: „Mutti, bekomm ich jetzt wieder mein Taschengeld? Und die Anna auch ihren Lohn?"

Die Mutter lachte. „Natürlich!" Dann wandte sie sich mir zu: „Sie müssen nämlich wissen, daß ich den beiden die Kosten für die Vase angerechnet hätte ..."

„Gleich wird man immer verdächtigt", mockte die Anna.

Was blieb mir als höflicher Mensch anderes übrig, als zu sagen: „Die Kosten für den Schaden, den meine Katze angerichtet hat, übernehme ich natürlich."

Frau Kragelberger wollte schon abwehren, aber die Inge sagte wichtig: „Vierzehn Mark hat die Vase gekostet. Viel, nicht wahr?"

„Aber Inge!"

Da zog ich seufzend meinen sowieso nie üppig gefüllten Geldbeutel.

„Das Fischfilet für eine Mark ist auch noch weg", murmelte die Anna.

So legte ich also fünfzehn Mark auf den Tisch. Schöne runde fünfzehn Mark.

Die Musch war auf dem Nachhauseweg recht still.

„Miau", sagte sie nach einiger Zeit, „jetzt ist mir schon wieder leichter."

„Mhm – meinem Geldbeutel auch!"

„Sag, Tonerl, ist das viel Geld, was du bezahlen mußtest?"

„Und ob! Einen Monat lang könnten wir jeden Tag Fisch dafür essen."

„Jeden Tag Fisch?" Sie schüttelte ihren Kopf, daß die Ohren wackelten. „Tonerl, sooft möchte ich gar nicht Fisch. Da ist's ganz gut, wenn man für das Geld zwischendurch mal eine Vase kauft. Findest du nicht? Miau!"

Die Geschichte vom fremden Mann

Na, das war eine tolle Geschichte, sage ich euch! Mir läuft es jetzt noch ganz kalt über den Rücken, wenn ich dran denke.

Ich saß an meinem Schreibtisch und arbeitete. Es war eine Arbeit, die sehr eilte; eine Tageszeitung hatte einen langen Aufsatz bei mir bestellt, und der hätte eigentlich schon längst fertig sein sollen. Das Telefon war schon heiß gelaufen vor lauter Anrufen, wann ich denn endlich soweit sei.

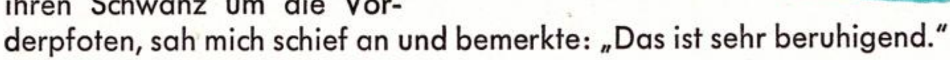
Ich gab also gar nicht acht, was die Musch tat. Ich wußte, daß sie sich irgendwo im Zimmer herumtrieb, hörte sie auch ab und zu maunzen und murmeln, war aber völlig vertieft. Sie führt ja ab und zu Selbstgespräche, und so war ich weiter nicht erstaunt, als ich hörte:

„Komisch, die Menschen haben doch auch Nasen! Aber sie können anscheinend nicht damit riechen. Wofür Menschen nur Nasen haben? Vielleicht nur, damit sie ab und zu in Taschentücher trompeten können. Komisch, komisch, miau."

Diese Nasenbetrachtung wäre ja nun sehr drollig gewesen, wenn ich Zeit gehabt hätte. So aber verwies ich die Musch nur etwas ungeduldig: „Liebe Musch, ich arbeite gerade. Rede leiser, wenn du schon reden mußt."

„Miau – verzeih", erwiderte sie etwas beleidigt.

„Bitte", murmelte ich und schrieb weiter. Aber nicht lang. Die Musch sprang plötzlich auf die Couch, die gleich neben meinem Schreibtisch steht, und sagte, dies-



mal laut: „Du hast doch auch eine Nase, nicht wahr, Tonerl?"

Ärgerlich antwortete ich: „Ja, ich hab eine Nase!"

„Miau, was tust du damit?"

„Riechen, zum Kuckuck!" Beinahe hätte ich bei dieser dummen Fragerei den Satz vergessen, den ich grade schreiben wollte. Ich war wirklich nervös.

Die Musch aber ringelte ihren Schwanz um die Vorderpfoten, sah mich schief an und bemerkte: „Das ist sehr beruhigend."

„Was ist sehr beruhigend?"

„Daß du riechen kannst."

Ich brummte nur was von „Unsinn" und schrieb weiter. Der Satz war mir gottlob wieder eingefallen. Wenn ich jetzt noch schrieb, daß ... Da fing die Musch wieder an: „Gibt es eigentlich auch Menschen, die mit ihrer Nase nicht riechen können?"

Da wurde es mir aber zu dumm. „Liebe Musch", begann ich drohend, „wenn ich damals gewußt hätte, daß du reden kannst, dann ..."

„Dann?"

„Dann hätt ich dich nicht aus dem Wasser gezogen."

Die Musch kämpfte sichtlich sehr damit, tödlich beleidigt zu sein. Aber dann war sie doch viel zu sehr mit dem beschäftigt, was sie erlebt hatte, als daß sie aufhören konnte zu fragen – gottlob, muß ich nachträglich sagen.

Sie fragte also: „Trotzdem muß da ein Unterschied sein zwischen euren Nasen und den unsern. Wenn ich an jemand schnuppere, dann riecht der sympathisch oder unsympathisch, kurzum, den einen kann ich riechen, den andern nicht."

„Na und?"

„Vorhin auf der Straße bin ich einem Menschen begegnet, den konnte ich um die Welt nicht riechen."

„Das verlangt ja auch niemand! Brauchst ja schließlich nicht mit ihm zu gehn."

„Das würde ich auch nie. Aber der Peter, der ist mitgegangen, miau!"

„Schließlich kann sich der Peter seine Freunde nicht mit deiner Nase raussuchen!"

„War aber kein Freund." Sie fauchte das fast.

„Woher willst du das wissen?"

„Redet ein Freund so?"

Die Musch machte ein wildes Tigergesicht und streckte ihre Krallen raus, damit sie ja darstellen konnte, wie böse der Mann geredet hatte, und sagte mit ihrer tiefsten Stimme: „Hallo, du, da komm mal her! Hast du ein Fahrrad? Aha, dann hab ich dich schon, dann gehst du jetzt sofort mit mir! Du hast mich gestern abend mit deinem Rad angefahren und meinen ganzen Mantel zerrissen!"

„Nun ja", meinte ich, „wenn das der Peter wirklich getan hat, hat der Mann wohl allen Grund, so böse zu reden!"

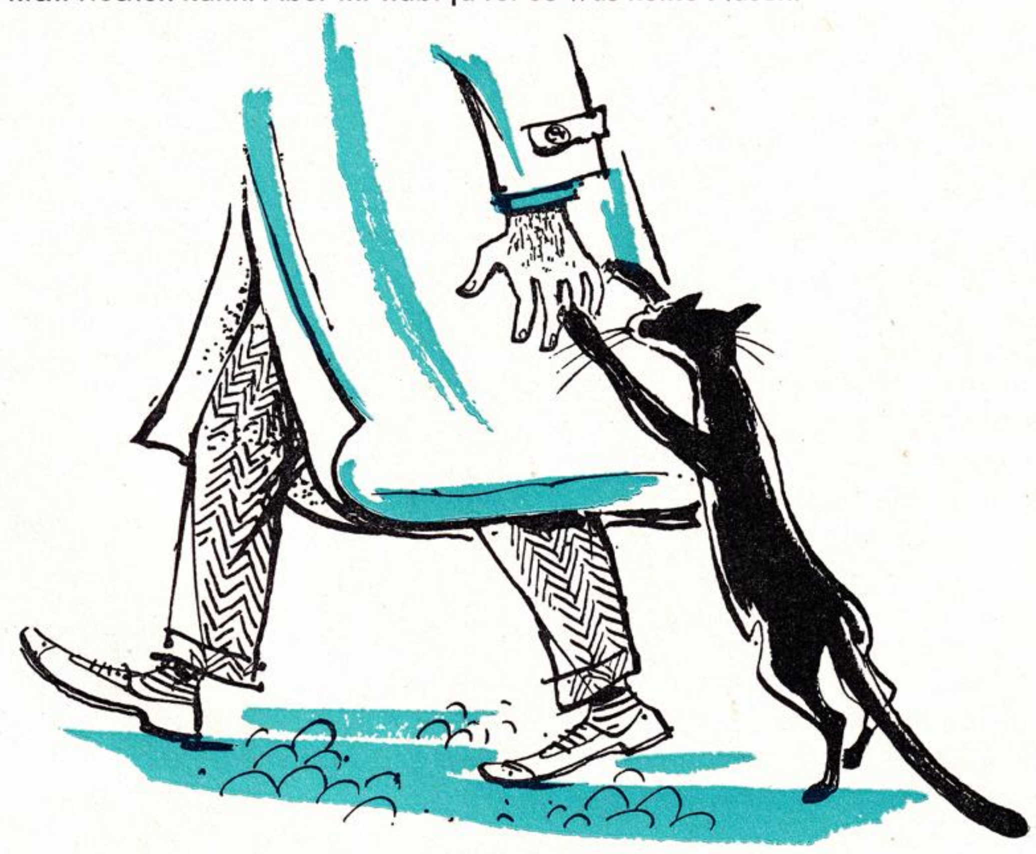
Darauf die Musch: „Der Peter hat es aber nicht getan, und er hat auch gesagt, daß er gestern überhaupt nicht auf der Straße war. Von Radeln keine Spur. Außerdem müßte ich da auch was gesehn haben, denn ich habe meinen Abendmausespaziergang gemacht."

„Ja, was hat der Mann daraufhin gemeint?"

„Er war trotzdem weiter böse und hat gesagt, der Peter solle mit ihm auf die Polizei gehn. Und – stell dir vor, der Peter ist mitgegangen!"

„Hm – warum nicht?"

Die Musch schnaubte durch die Nase. „Ich will dir was sagen: Überhaupt kein Tier, nicht mal ein schäbiger Straßenköter, würde mit einem Menschen gehn, den er nicht riechen kann. Aber ihr habt ja für so was keine Nasen."



„Naja, der Peter hätte zuerst seine Eltern fragen sollen. Aber schließlich ist die Polizei ja nichts Böses."

„Sie sind aber dann nicht zur Polizei gegangen, miau!"

Jetzt legte ich doch meinen Federhalter hin. „Wieso?"

„Ich bin hinterdrein gelaufen, hatte gerade nichts Besseres zu tun. Der Mann hat auf dem halben Weg plötzlich gesagt, er wolle zuerst heim und den Mantel als Beweis holen. Und er hat den Peter hinten am Hals gepackt und gesagt, daß er ihn in die Wohnung begleiten müsse."

„Und?"

„Und der Peter hat sich gewehrt, aber es hat nichts genützt. Da bin ich sehr zornig geworden und bin an dem Mann hochgesprungen und hab ihn an der Hand gekratzt, richtig fest. Hat aber auch nichts genützt. Er hat mir einen Tritt gegeben, den Peter in den Hausgang gezogen und mir die Tür vor der Nase zugeknallt. Ich war wütend, kann ich dir sagen!"

Die Musch fauchte mit hochgezogenen Oberlippen.

Etwas seltsam kam mir die Geschichte schon vor. Aber konnte ich wissen, ob die Katze das alles richtig erzählt hatte und ob der Mann nicht doch im Recht war, das heißt, gar nichts Böses vorhatte, außer daß er eben zornig war?

Doch die Musch erzählte weiter: „Ich hab vor der Tür gewartet, um den Mann nochmal richtig zu kratzen. Aber sie sind nicht mehr herausgekommen."

Sie seufzte. „Dann bin ich heimgegangen, wie du siehst."

„Wie lange hast du gewartet?" fragte ich.

„Ganz endlos lang, Tonerl", antwortete die Musch.

So lang waren die nicht herausgekommen? Sehr seltsam. Aber weil ich soviel zu tun hatte, versuchte ich, diese Gedanken abzuschütteln.

Was gehen mich die Angelegenheiten fremder Leute an, dachte ich. Wird schon in Ordnung gekommen sein. Wahrscheinlich waren die beiden inzwischen doch auf die Polizei gegangen, und die ganze Sache hatte sich geklärt.

„Musch, ich muß jetzt unbedingt weiterarbeiten!" sagte ich laut und griff wieder zu meinem Federhalter. Aber wie auch immer ich meine Gedanken für meine Arbeit sammeln wollte, diese Geschichte ging mir nicht aus dem Sinn. Sollte man nicht doch der Sache nachgehen?

Plötzlich sprang die Musch mit einem Satz von der Couch auf meinen Schreibtisch.

„Miau, Tonerl, ich weiß was."

„Musch –, ich ..."

„Du kannst doch an dem schwarzen Kasten da drehen und hineinreden. Frag doch das schwarze Ding, ob der Peter auf der Polizei war."

Obwohl ich mich ja inzwischen einigermaßen daran gewöhnt hatte, daß die Musch reden kann – diese Schläue versetzte mich geradezu in Schrecken!

„Du meinst, ich soll bei der Polizei anrufen?"

Musch maunzte zustimmend.

„Hm – vielleicht sollte man wirklich anrufen?" Mit einem tiefen Seufzer legte ich meinen Federhalter hin und rief an.

„Ist ein Mann mit einem Buben bei Ihnen auf der Polizei gewesen?"

„Nein."

„Bestimmt nicht?"

„Bestimmt den ganzen Tag nicht."

„Hat sich kein Mann wegen eines kaputten Mantels beschwert?"

„Nein."

„Danke schön."

Ich hängte ein. Die Geschichte begann etwas unheimlich zu werden. Ich sagte zur Musch, eigentlich mehr um uns beide zu beruhigen, als daß ich es wirklich glaubte: „Vielleicht hat der Mann den Peter laufen lassen, und der Peter ist längst wieder daheim."

Die Musch drehte nachdenklich ihre Ohren etwas hin und her. „Miau. Vielleicht."

Beide hatten wir „vielleicht" gesagt. Ob man das nicht sicher wissen sollte? Ich überlegte laut: „Man müßte nachschauen, ob der Peter zu Haus ist. Musch – könntest du nicht ...?"

„Nein, der Peter wohnt im dritten Stock, und die Haustür ist immer abgeschlossen."

„Wenn ich selbst hinübergehe? Aber was sag ich, wenn er da ist? Meine Katze hat gemeint ... Nein, das geht nicht!"

Ich begann mir nachdenklich die Pfeife zu stopfen.

„Miau, ich weiß was."

„Schon wieder?"

„Du bist doch ein Freund vom Maxl, und der Maxl ist ein Freund vom Peter und leiht sich bei ihm immer die Fahrradpumpe. – Sag, brauchst du keine Pumpe?"

„Ich hab doch selber eine."

„Kann die nicht kaputt sein?"

„Das kann sie schon."

Da schaute mich die Musch durchdringend mit ihren großen, klugen Augen an und befahl ganz einfach: „Dann schick den Maxl zum Peter und sag, du müßtest vom Peter die Pumpe haben, weil deine kaputt ist."

Der Vorschlag war gar nicht so übel. Ich überlegte also nicht lange und ging zum Maxl. Zuerst wollte der Maxl unbedingt beweisen, daß er ein durch und durch technisch begabter Bub sei und meine Pumpe leicht reparieren könnte. Aber ich erzählte ihm, meine Pumpe hätte einen solch schauderlichen Schaden, daß er den Gedanken aufgab. Er zog sich also an und sauste zum Peter. Ich ging heim und schickte die Musch fort. Sie sollte im Hof und auf der Straße und im Milchladen suchen.



Die Musch und der Maxl kamen fast gleichzeitig zurück. Der Maxl erzählte: „Ich hab die Pumpe nicht gekriegt, weil die Mutter vom Peter sie nicht gefunden hat. Der Peter ist überhaupt den ganzen Nachmittag nicht heimgekommen. Nicht einmal seine Hausaufgaben hat er heut gemacht. Die Mutter weiß nicht, wo er ist."

Die Musch, die in Anwesenheit vom Maxl nicht reden konnte, schüttelte nur traurig den Kopf. Sie hatte den Peter auch nirgends entdeckt. Ich bedankte mich beim Maxl.

Da stand ich nun mit meiner ganzen Weisheit! Ich muß zugeben, die Geschichte kam mir nun sehr bedenklich vor. Ein fremder Mann zwingt einen Buben, mit auf die Polizei zu gehen, geht aber nicht hin, sondern nimmt ihn mit in die Wohnung! Und dann keine Spur mehr von dem Buben!

Ich setzte also meinen Hut auf und sagte zur Musch, sie solle mir das Haus zeigen, in dem die beiden verschwunden sind. Da müßte man doch herausbringen, wo der Mann wohnt. Dem Burschen wollte ich aber die Meinung sagen!

Also, wir gingen los. Die Musch berichtete, es wäre nicht weit, die dritte Querstraße von hier und dann links in eine kleine Seitenstraße rein und dann ein großes, gelbes Tor. Sie lief immer ein paar Schritte vor mir her.

Mit einem Male aber – da – duckt sich plötzlich die Katze, bekommt ein Gesicht wie ein richtiges wildes Raubtier und springt auf einen Mann los, der gerade die Straße entlangkommt. Ihr hättet das sehen sollen! Mitten ins Gesicht ist sie dem gesprungen! Es war kein angenehmes Gesicht: kleine Augen, eine breitgedrückte Nase und ein dünner, böser Mund.

Der Mann schrie: „Hilfe, Hilfe, eine tollwütige Katz! Nehmen Sie die Katze weg!"

„Musch!" rief ich. „Musch! Daher!"

Sie ließ auch wirklich von ihm ab, blieb jedoch mit gesträubten Haaren und in Sprungstellung vor ihm sitzen.

Der Mann aber schimpfte los: „Gehört Ihnen dieses Vieh? Das ist ja allerhand!! Dafür müssen Sie Schmerzensgeld bezahlen, ganz verkratzt hat sie mich! Die ist ja tollwütig! Schon vorhin hat mich so ein Vieh angesprungen."

Jetzt sah er die Katze näher an und rief: „Ja – das ist ja die gleiche wie vorhin! Die ist ja lebensgefährlich!"

„Moment mal!" sagte ich schnell. „Diese Katze hat Sie schon einmal angesprungen?"

„Ja, da schauen Sie her, die ganze Hand hat sie mir verkratzt!"

Wirklich, zwei deutliche rote Striemen liefen über seine rechte Hand. Ich ging nahe an den Mann heran. „Dann sind Sie der, den ich suche!"

„Wieso? Wie meinen Sie das?"

„Sind Sie vorhin nicht mit einem Buben die Straße da hinuntergegangen? Sie haben behauptet, der Bub hätte Sie mit dem Fahrrad angefahren. Ich habe das Ganze vom Fenster aus beobachtet."

„Der Lausbub hat mich mit dem Fahrrad niedergerannt und meinen Mantel zerrissen, und dann ist er einfach auf und davon. Eine Unverschämtheit, nicht wahr?"

„Und Sie sind mit ihm auf die Polizei gegangen?"

„Wo sollt ich sonst mit ihm hin? Einen Denkzettel mußte er schon haben!"

„Und – was hat die Polizei gesagt?"

„Die Polizei – ja, die hat gesagt ... Überhaupt, was interessiert Sie das? Sind Sie der Vater?"

„Nein, aber ..."

„Was fragen Sie mich dann so aus, was geht Sie das an?"

„Weil der Bub gesucht wird, und weil Sie nicht auf der Polizei waren", sagte ich scharf.

Mir schien einen Augenblick, als wäre er erschrocken. Dann lachte er auf. „Was glauben Sie denn, daß ich mit dem Buben gemacht hab?!"

„Ich weiß es nicht", antwortete ich langsam.

„Dann reden Sie nicht lang! Ich habe keine Zeit." Damit wollte er schnell fort.

Die Musch fauchte. Da packte ich ihn am Arm.

„Moment, bitte schön. Ich möchte gerne mit Ihnen in Ihre Wohnung gehn und nachsehen, ob der Bub dort ist."

„Lassen Sie mich los!"

„Nicht bevor ich weiß, wo der Bub ist."

„Wenn Sie mich nicht loslassen, rufe ich die Polizei."

„Ja", sagte ich, „ich glaube, es ist am besten, wir rufen die Polizei. Dort vorne steht ein Schutzmann. Hallo!"

In dem Augenblick versetzte mir der Mann mit dem Fuß einen Stoß, daß ich fast umfiel, und entriß mir seinen Arm. Mit einem Satz sprang er ins nächste Haus.

„Halt, halt! Den Mann aufhalten!" schrie ich und setzte ihm nach. Aber der Hausgang war leer. Hielt er sich nur auf einem Treppenabsatz versteckt, oder war er zu einem Hinterausgang wieder rausgesprungen?

Ich rannte die vier Treppen bis zum Speicher des Hauses hoch – niemand. Ich rannte zum Hinterausgang und stand in einem Hof – niemand. Dafür aber waren in dem Hof viele Türen, durch die er hatte wieder hinauslaufen können. Es war aussichtslos. Ich schaute in alle Häuser, lief durch alle Türen, aber ich fand keine Spur mehr von ihm.

Ich hätt mir die Haare ausreißen können, weil er mir so einfach entkommen war!

In der Aufregung hatte ich die Musch ganz vergessen. Himmel, die Katze mit ihrer feinen Nase müßte hier doch Rat wissen!

Ich rief: „Musch! Musch!"

Aber weit und breit war keine Musch. Ich stand ratlos da. War die Musch hinter dem Mann dreingelaufen? Oder wo war sie? Jetzt konnte ich nicht auch noch die Musch suchen!

Plötzlich fiel mir ein, daß der Mann vielleicht in seine Wohnung zurückgegangen sein könnte. Ich überlegte nicht lange, sondern lief im Dauerlauf zu dem Haus, das mir die Musch beschrieben hatte.

Da war das große gelbe Tor. Es führte zu einer Durchfahrt, die auf einen Hof mündete. Als ich das Tor öffnete, hörte ich Stimmen und – irrte ich nicht? – auch jämmerliches Schreien einer Katze. Ich riß das Tor auf – und was sah ich?: – die Musch, die vor einem alten Bauschuppen hockte und ein klägliches Geschrei aufführte und zwischendurch immer wieder an der Tür hochsprang.

Und von einem Fenster der umliegenden Häuser rief eine Frau: „Das ist die Katz, die nachts immer solchen Radau macht. Fangen sollte man das Vieh!"

Und eine zweite Frau: „Der Katz muß doch was fehlen, sonst tät s' nicht so schrein."

„Ach wo", entgegnete die erste Frau, „in dem Schuppen ist sicher eine Maus oder eine Ratte, daß sie sich so aufführt. Kschsch."

Aber die Musch mit „kschschsch" zu verscheuchen, was ganz unmöglich. Sie schrie und sprang wie verrückt hoch.

Ich rief: „Musch!"

Aber sie ließ sich nicht beirren. Da ging ich zu der Tür, vor der sie sich so aufführte, und versuchte sie zu öffnen. Sie war jedoch versperrt.

Ich drehte mich zu den Frauen, die aus den Fenstern schauten, um und fragte: „Was ist in dem Schuppen?"

„Das ist so ein Werkzeugschuppen", antwortete eine der beiden, „den haben die Arbeiter stehenlassen, als das Haus seinerzeit gebaut worden ist. Bin neugierig, wann der einmal abgerissen wird! Ist eine Schlamperei, so was stehenzulassen."

„Wissen Sie, wer den Schlüssel zu dem Schuppen hat? Ich fürchte, da hält sich jemand drin versteckt."

In dem Augenblick hörte ich von drinnen ein leises Stöhnen.

„Da ist jemand drin, wir müssen sofort aufbrechen, da ist was passiert!" schrie ich und warf mich gegen die Tür.

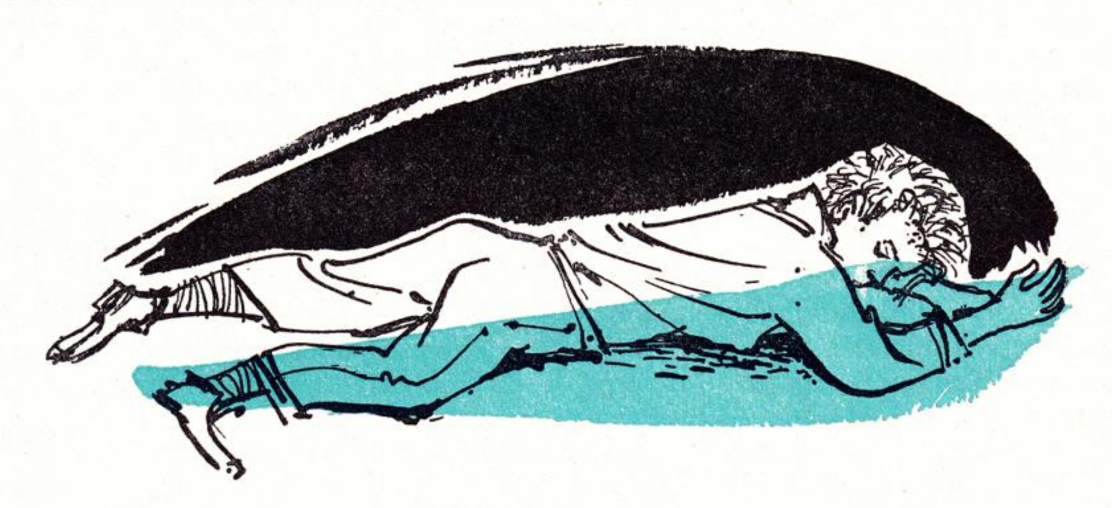
Eine der Frauen tat einen Schrei, und die andere rief: „Ich telefoniere der Funkstreife."

Da war mir alles egal. Ich rüttelte an der Tür und stemmte mich dagegen, und die Musch kreischte und fauchte. Plötzlich wieder ein Wimmern, diesmal deutlicher.

„Ich komme! Ich komme!" schrie ich.

Ganz schwach und leise hörte ich da: „Mutti! Mutti! Ich möcht raus!"

Himmel, war denn hier gar niemand, der mir half? Ich nahm einen Anlauf und warf mich mit meinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Und dann nochmal. Und nochmal – meine Schulter schmerzte höllisch dabei.



Endlich krachte die Tür ein. Am Boden des Schuppens lag der Peter. Leichenblaß. Ich hob ihn auf und trug ihn heraus. Sein Kopf war ganz blutig.

„Peter, was war denn los?"

Etwas mühsam antwortete er: „Ich – ich kann nichts dafür. Der Mann hat gesagt, ich soll da reinkommen, und dann hab ich gesagt: nein – und – dann hat er mich einfach reingezogen, und dann hab ich mich gewehrt und mit den Füßen und Händen losgeschlagen. Und dann hat er mich auf den Kopf gehauen, so daß ich nichts mehr weiß. Erst vorhin, als eine Katze so geschrien hat, bin ich aufgewacht."

In diesem Augenblick hörte ich die Sirenen der Funkstreife. Gottlob, sie kamen.

Die Polizisten liefen auf mich zu, mit ihnen eine der Frauen, die mich vom Fenster aus beobachtet hatten. Sie redete und redete von der entsetzlich schreienden Katze und daß Katzen verboten werden müßten und daß ich in den Schuppen eingebrochen sei und daß der Schuppen überhaupt weg gehöre – plötzlich sah sie mich mit dem Buben auf dem Arm dort stehen. Sie tat einen gellenden Schrei.

„Der Bub hat einen Schlag auf den Kopf bekommen", erklärte ich, „ich glaube, er hat eine Gehirnerschütterung und muß zum Arzt."

Sofort wurde einer der Schutzleute beauftragt, den Buben zum nächsten Arzt zu bringen. Ich mußte inzwischen eine genaue Schilderung des Vorfalls geben. Die Polizisten machten ernste Gesichter. Schon einmal war in der Gegend etwas Ähnliches passiert. Auch da war der Täter entkommen.

Ich schilderte den Burschen ganz genau. Und diesmal hatte er sogar besondere Kennzeichen: zwei rote Striemen von Katzenkrallen an der rechten Hand und im Gesicht.

Sofort wurde die Meldung durchgegeben und Verstärkung angefordert. Eine Großrazzia wurde eingeleitet.

Nachdem ich alles zu Protokoll gegeben hatte, bat ich, zu dem Arzt fahren zu dürfen, um Peter dort abzuholen und seiner Mutter heimzubringen.

Der Peter hatte, als ich ankam, schon einen dicken Verband um den Kopf und guckte recht abenteuerlich daraus hervor. Die Verletzung war gottlob nicht so schlimm gewesen, wie sie aussah. Aber arg blaß war der Bub noch. Ich brachte ihn zu seiner Mutter.

Ich brauche nicht zu schildern, wie sehr die Mutter erschrak. Und wie glücklich sie war, weil es nochmal gut abgelaufen war!

Über dem Aufenthalt beim Arzt und bei Peters Mutter war fast eine Stunde vergangen. Als ich wieder auf die Straße trat, merkte ich sofort, hier war was losgewesen. Die Leute standen herum und redeten aufgeregt miteinander. Der Maxl stand auch dabei. Als er mich kommen sah, lief er gleich zu mir her.

„Herr Pfister, Sie haben was versäumt!" rief er schon von weitem.

„So?" fragte ich.

„Vier Funkstreifenwagen waren da, und die Polizisten haben alle Häuser und hinten alle Höfe durchsucht, und auf einmal sind sie dahergekommen und haben einen Mann zwischen sich geführt. Dem waren die Hände richtig gefesselt, genauso wie ich's mal im Film gesehen hab!"

„Was du nicht sagst!"

„Und die Leut sagen, das sei ein Einbrecher, und andere wieder, ein Raubmörder, der schon lang gesucht worden ist."

Ich atmete erleichtert auf. „Sind wir froh, daß sie ihn haben!" bemerkte ich bloß.

„Vielleicht steht's morgen in der Zeitung!" meinte der Maxl eifrig.

„Ja, wahrscheinlich steht's morgen in der Zeitung, Maxl."

Ich hatte nach all dem wirklich keine Lust, über die Sache zu reden. Sie hatten den Burschen, das war die Hauptsache. Wer weiß, was sonst noch alles passiert wäre, denn es gibt ja immer wieder Kinder, die mit fremden Menschen gehen. Der Peter allerdings nicht mehr, das möchte ich schwören.

Als ich endlich nach Hause kam – wer lag da bereits behaglich auf der Couch? – Die Musch.

„Musch – da bist du ja!" rief ich. Ich hatte sie in der Sorge um den Peter zum zweitenmal vergessen. Aber die Musch schnurrte behaglich.

„Ich bin schon längere Zeit zu Hause. Habe Ruhe sehr nötig."

„Musch – wenn wir dich nicht gehabt hätten!!"

„Mich und meine gute Nase, meinst du wohl?"

„Du hast's einfach großartig gemacht! Ich kauf dir eine Wurst, sag ich dir, die größte und beste, die es gibt!"

Die Musch schleckte sich ihr rosa Näschen.

„Übrigens, Musch, weißt du auch, daß die Polizei den Kerl schon gefangen hat?"

„Miau, mir scheint, Polizisten sind Menschen, die gute Nasen haben!"

Ich widersprach ihr nicht. Ich zündete meine Pfeife an und qualmte still und nachdenklich vor mich hin.

Die Arbeit ist an diesem Tag nicht mehr fertig geworden, aber das kann nach solch einer Aufregung auch niemand verlangen, nicht mal eine Tageszeitung, was meint ihr?





Die Sache mit dem Geburtstagsgeschenk

Ich weiß heute noch nicht, wer mir diese Geschichte eigentlich eingebrockt hat.

Es war an meinem Geburtstagsmorgen. Ich hatte gerade zur Musch gesagt: „Heut machen wir es uns einmal richtig gemütlich. Du darfst dir wünschen, was du am liebsten essen magst."

„Grießbrei", miaute die Musch und fuhr sich mit der Zunge genießerisch über ihr Mäulchen.

„Also, ich koche dir eigenhändig einen Grießbrei!"

„Aber nicht anbrennen lassen, Tonerl!"

„Ich werde dabei stehenbleiben und umrühren, bis mir der Arm weh tut!"

„Miau, und was gibt es für dich?"

„Ich arbeite heute überhaupt nicht, lese mindestens zehn Zeitungen und . . ."

Da läutete es.

Ich ging an die Tür und öffnete – aber kein Mensch war draußen. Nur eine große Schachtel stand am Boden. Und die Schachtel hatte oben Löcher.

Die Musch, die hinter mir dreingetrottet war, schnupperte und flüsterte: „Das riecht aber scheußlich!"

„Ich rieche nichts", sagte ich und trug die Schachtel in mein Zimmer. Doch als ich öffnen wollte, da hörte ich ein leises Winseln, und gleichzeitig machte die Musch einen Katzenbuckel und fauchte und stellte alle Haare hoch.

„Kchchchch – da ist ein Hund drin!"
„Um Himmelswillen, ein Hund!" stöhnte ich.
„Pack ihn doch gar nicht aus, stell ihn gleich wieder vor die Tür, Tonerl! Ein Hund ist was Abscheuliches – bei der Vorderpfote meines Großvaters!"
Fast war ich versucht, der Musch zu folgen. Aber dann überlegte ich: „Vielleicht ist irgendein Brief drin, und vielleicht stellt sich dann heraus, daß alles ein Irrtum ist."
Ich öffnete also.
Da saß ein ganz kleiner wolliger Hund drin mit schlappigen Ohren, und er schaute so ängstlich zu mir auf, daß man das Weiße seiner Augen sah. Ganz leise winselte er durch die Nase.
Als die Musch ihn sah und hörte, sagte sie, so hochmütig wie sie nur konnte: „Hör mit dem Gewinsel auf, du dummes Tier!"
Inzwischen hatte ich auch einen Zettel in der Schachtel gefunden. Darauf stand mit Druckbuchstaben: „Sehr geehrter Herr Pfister, da ich weiß, daß Sie ein Tierliebhaber sind, möchte ich Ihnen gerne eine Freude zu Ihrem Geburtstag machen. Der Hund wird sich bestimmt gut mit Ihrer sehr geschätzten Katze vertragen. Alles Gute für Ihr neues Lebensjahr!"
Unterschrift fehlte.
Ich mußte mich setzen. Ein Hund! Es war kein Irrtum, ein Hund für mich! Wehe, wenn der von einem meiner Freunde kam! Postwendend sollte der ihn wieder haben. Ich kann doch schließlich keinen Zoo aufmachen!
Ich rief Johannes an.
„Ich danke dir für das schöne Geburtstagsgeschenk", versuchte ich ihn einfach zu überrumpeln.
Aber er sagte nur verlegen: „Ach entschuldige, du hast Geburtstag? Verzeih, daß ich ihn vergessen habe. Alles Gute!"
„Und das Geschenk ist nicht von dir?"
„Was für ein Geschenk?"
Da war also nichts zu machen.
Ich rief Balduin an.
„Lieber Balduin, woher hast du den Hund?"
„Welchen Hund?"
„Na, den Hund, den du mir heut zum Geburtstag geschenkt hast!"
„Mensch, du hast Geburtstag? Alles Gute, lieber Anton! Wie geht's deiner Katze?"
Bei dem bekam ich auch nichts heraus.
Dann rief ich noch Theobald, den Tierarzt an.
„Theobald, ich bringe dir deinen Hund sofort wieder zurück!" fing ich gleich an.

„Ich denke, du hast eine Katze – oder sollte die sich inzwischen in einen Hund verwandelt haben?“ Er sprach immer noch mit mir wie mit einem Irren!

„Ach, Unsinn“, antwortete ich, „die Katze ist eine Katze geblieben, ein Hund ist heute noch dazugekommen!“

„Gottlob! Das heißt – äh – redet der auch?“

Wütend hängte ich ein. Inzwischen war der kleine Wollknäuelhund schon mutiger geworden. Er versuchte aus seiner Schachtel herauszukommen und stemmte sich mit seinen großen tapsigen Pfoten gegen den Schachtelrand.

Die Musch beobachtete ihn kühl.

„Anton“, sagte sie, „dieser Hund ist unfein. Er paßt nicht zu uns.“

„Na, bilde dir doch nicht soviel ein, Musch.“

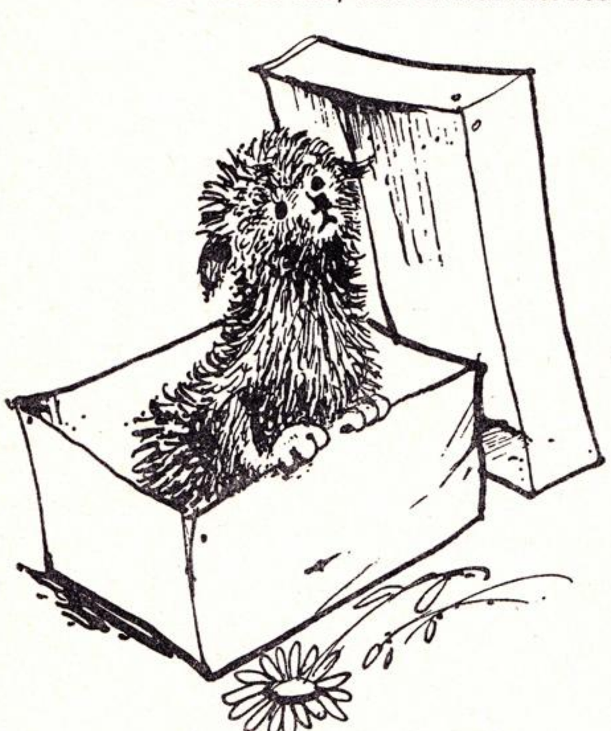
„Du magst mich doch, weil ich eine besondere Katze bin, nicht wahr? Dieser Hund ist ein ganz gewöhnlicher Hund, so was kann man doch gar nicht mögen!“

„Mögen kann man jedes Geschöpf, man muß es sogar mögen, wenn es hilflos ist!“

„Du vielleicht. Ich nicht. Miau!“

„Schäm dich, Musch! Schau doch, wie er sich plagt und was er für treuherzige Augen hat!“

Als der Hund sah, daß er nicht herauskam, bellte er kläglich.



Die Musch zog ihre Nase hoch. „Wie dumm der bellt!“

Der Hund bellte weiter.

Da fauchte die Musch: „Kchchch, sei still! Wenn man so gräßlich riecht, muß man ganz still sein!“

Dann drehte sie sich wie eine beleidigte Prinzessin um und bemerkte: „Bitte, Anton, tu, was du willst. Du wirst schon deine Erfahrungen machen. Er kann nämlich nichts als Teppiche zerbeißen, Pfützen machen und bellen.“

Ich hob das Hunderl aus der Schachtel.

„Du bist wirklich eine Geburtstagsbescherung“, sagte ich seufzend. „Aber vielleicht hast du Hunger, du kleiner hilfloser Kerl?“

„Ich sag dir: Der wird ganz groß! Wie der Schreibtisch so groß! Und dann ist er nicht mehr hilflos, sondern dann beißt er!“

Die Aussicht, daß der Hund sich zu einem riesigen Köter auswachsen könnte, war mir sehr unbehaglich. Ich habe ja überhaupt keine Erfahrung mit Hunderassen. Wer weiß, vielleicht war das ein kleiner Bernhardiner?



Während ich den Hund daraufhin prüfend betrachtete, tat die Musch einen Schreckensschrei: „Tonerl, Tonerl, schau, was er tut!"

Wahrhaftig, ich sah es: Ein kleiner See breitete sich auf dem Teppich aus.

Die Musch ging entsetzt rückwärts, bis sie fast an die Wand stieß. Immer wieder schüttelte sie sich dabei. „Das hab ich nie in meinem Leben getan. Anton Pfister, das paßt nicht zu uns!"

Nun, das fand ich allmählich auch. Ganz kaltherzig geworden, sagte ich zu dem arglos schwanzwedelnden Wollknäuelhund: „Mein Freund, da nützt alles nichts. Ich kann dich nicht brauchen!"

Daraufhin schmeichelte die Musch gleich um meine Beine.

„Tonerl, vielleicht freut sich der Maxl über einen Hund?"

Das war eine Idee. Ich packte also den kleinen Kerl und trug ihn ein Stockwerk höher zum Maxl. Der war gleich ganz aus dem Häusl.

„Mutti, Mutti!" rief er, kaum daß er den Hund gesehen hatte. „Schau, was der Herr Pfister für einen goldigen Hund hat!"

Die Mutter kam und schaute.

„Ich – ich hab den Hund zum Geburtstag geschenkt bekommen", stotterte ich, „und ich kann ihn eigentlich nicht brauchen, weil ich doch schon eine Katze hab, und da dachte ich mir, ob nicht Sie ..."

Ein Freudenschrei vom Maxl unterbrach mich. „Mutti, bitte, bitte, ich hab mir schon immer einen Hund gewünscht, und der da ist sooo nett!"

Die Mutter aber schüttelte den Kopf. „Du bist wohl nicht ganz bei Trost, Maxl", sagte sie, „so ein Hund braucht viel Pflege, und ich bin nicht immer da. Und das Runterführen morgens und in der Nacht ..."

„Das mach alles ich, Mutti!"

„Das kenn ich schon. Die ersten paarmal machst du's, aber dann bleibt alles an mir hängen!"

„Mutti, bestimmt nicht!"

„Und dann kostet so ein Hund einen Haufen Geld. Schon die Hundesteuer ist eine Ausgabe, die wir uns nicht leisten können. Ich muß jeden Pfennig umdrehn, wissen Sie, Herr Pfiister. – Nein, es geht leider nicht."

Ich sah dem Maxl an, daß er anfangen wollte zu heulen, weil er den Hund nicht bekam. Mir war's aus dem gleichen Grund nicht gerade zum Lachen.

Da meinte die Mutter: „Herr Pfister, vielleicht fragen Sie mal die Frau Schneider nebenan. Die ist so allein, die mag vielleicht einen Hund. Wenn ich mich recht erinnere, hat sie auch schon mal einen gehabt."

Ich verabschiedete mich also und ging zur Frau Schneider.

Als die Frau Schneider mich mit dem Hund sah, sagte sie gleich: „Ach, ist das ein liebes Viecherl! Grad herzig sind's, wenn sie so klein sind. Aber einen Dreck macht so ein Hund, kann ich Ihnen sagen! Ich hab einmal einen gehabt, dem sind die Haare ausgegangen, wo er gelaufen und gestanden ist, es war fürchterlich! . . . und meine Pantoffel hat er aufgefressen – nein, nie mehr einen Hund, das hab ich mir geschworen! Verträgt sich Ihre Katze mit dem Hund?"

„Nein", antwortete ich und war einigermaßen verlegen, „das ist es ja. Sie vertragen sich nicht. Ich wollte fragen, ob Sie jemand wissen, der den Hund nimmt?"

„Ich will ihn nicht, ganz bestimmt nicht. Aber vielleicht fragen Sie bei Frau Grüntl, die hat einen Hund gehabt, der ist erst vor einem halben Jahr eingegangen."

Also ging ich zur Frau Grüntl im dritten Stock. Eine sehr feine Dame. Ich entschuldigte mich höflich wegen der Störung und fragte, ob sie vielleicht einen Hund brauchen könnte.

„Was ist es für eine Rasse?"

Ich zeigte mein Haarbündel vor.

„Oh", lächelte Frau Grüntl. „Das ist ja wohl ein Scherz! So eine Straßenmischung wie diesen Hund darf es eigentlich gar nicht geben. Nein, danke! Mein Arri war ein Rassehund, das war etwas ganz anderes! Ein Tier wie dieses möchte ich nicht um mich haben."

Ob sie nicht jemand wüßte –?

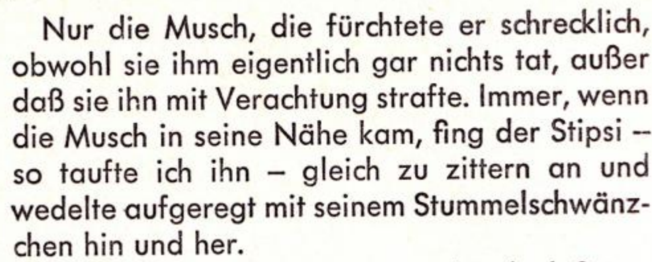
Frau Grüntl überlegte.

Dann meinte sie: „Ein paar Häuser weiter, auf Nummer 14, Familie Baier. Da sind drei Buben, die haben, glaube ich, alle Sorten von Tieren – Kaninchen, Mäuse, Hamster –, sicher paßt da auch noch ein Hund dazu. Wissen Sie, die Baiers erlauben ihren Kindern alles. Da könnte ich mir denken, daß Sie ihn anbringen."

Ich machte mich also auf zu Baiers. Während ich an der Tür klingelte, hörte ich von drinnen einen Mordslärm. Es krachte, und ein Bub schrie und einer schimpfte – es hörte sich an, als würde da alles kurz und klein geschlagen.

Ich mußte mehrmals klingeln, bis ich überhaupt gehört wurde. Dann riß jemand die Tür auf, und drei Buben starrten mich einigermaßen feindselig an.

„Was wollen Sie denn?" fragte der eine.
„Sind eure Eltern zu Haus?" fragte ich zurück.
„Nein, die sind weg", antworteten die drei im Chor. Und da hatte einer den Hund auf meinem Arm entdeckt.
„Ui, da ist ja ein Hund!" schrie er.
Und der zweite: „Bringen Sie den uns?"
Und der dritte: „Den können wir brauchen!"
Ich wehrte ab. „Darüber muß ich doch wohl erst mit euren Eltern reden."
Da pflanzte sich der größte von den dreien ganz nah vor mir auf. „Zuerst wollen wir den Hund mal genau anschauen!" Und damit packte er den kleinen Kerl am Fell.
„Halt", sagte ich, „du tust ihm ja weh!"
„Warum? Verträgt der Hund denn nicht, daß man ihn anrührt?"
Ich fing an, zornig zu werden.
„Natürlich verträgt er das. Aber du mußt ihn ja nicht gleich so derb anpacken!"
Der Bub reichte den Hund an den zweiten Bruder weiter.
„Was ist? Wollen wir ihn nehmen?" fragte er.
Der Hund fing zu winseln an. Da griff ich schnell nach ihm und sagte: „Nein, ich möchte den Hund doch nicht hergeben."
„Wir möchten ihn aber."
„Nicht, bevor ich mit euren Eltern gesprochen habe!"
Und damit drehte ich mich um und ging. Zuerst war es ganz still hinter mir, so verdutzt waren die Burschen. Dann schmetterten sie die Tür zu, und noch im Hinuntergehen hörte ich sie johlen und schreien.
Nein, diese Buben schienen mir nicht die richtigen für einen solch kleinen Hund. Und so trug ich ihn wieder heim.
Als die Musch mich aber den Hund wieder mitbringen sah, da fauchte sie, daß ich mich fast fürchtete. Ich versuchte, ihr gut zuzureden.
„Schau, Musch", sagte ich, „jetzt darfst du nicht so unfreundlich sein. Ich hab keinen Platz gefunden, und wo soll denn das arme Tier hin? Die Frau Schneider wollte ihn nicht, und die Frau Grüntl wollte ihn nicht, und die Baiers, naja, die gefielen mir nicht."
„Sie haben dir nur deshalb nicht gefallen, weil dir das Hundetier so gut gefällt!" Und dann äffte sie mich nach: „Er ist ja so klein und hat so treuherzige Augen!"
„Ich bin dafür, daß wir jetzt nach der Aufregung alle etwas zu uns nehmen. Und du benimmst dich ordentlich, ja? Wenn nicht, dann – dann sperr ich dich in den Schuhkasten!"
„Bitte, wie du meinst. Aber du wirst schon noch deine Wunder erleben!"
Zunächst erlebte ich keine Wunder. Der Hund war ein lieber, drolliger Kerl, wie sie eben sind, wenn sie jung sind.



Nur die Musch, die fürchtete er schrecklich, obwohl sie ihm eigentlich gar nichts tat, außer daß sie ihn mit Verachtung strafte. Immer, wenn die Musch in seine Nähe kam, fing der Stipsi – so taufte ich ihn – gleich zu zittern an und wedelte aufgeregt mit seinem Stummelschwänzchen hin und her.

Und dabei passierte es manchmal, daß vor lauter Angst ein kleiner See am Boden entstand. Ich muß gestehen, es begeisterte mich nicht sehr, dauernd mit dem Putzlumpen hinter dem Stipsi herzulaufen. Die Musch war dabei immer recht schadenfroh.

„Miau, du wirst bald einen neuen Putzlumpen kaufen müssen, Tonerl."

„Wart nur, der Hund wird schon noch stubenrein."

„Und wenn er stubenrein sein wird, dann wird er andere schlechte Eigenschaften bekommen Du wirst schon sehn!"

„Na, Musch, warten wir's ab."

Eines Tages fehlte mir ein Hausschuh. Er war einfach spurlos verschwunden. Ich suchte überall. Vergeblich.

Die Musch sah mir bei der Suche zu und bemerkte nur so ganz nebenbei: „Vielleicht fragst du den lieben Stipsi, wo er deinen Hausschuh hingebracht hat!"

Wieder ein paar Tage später war mein Tabaksbeutel aufgebissen und der ganze Tabak auf dem Boden zerstreut. Ich schimpfte kräftig.

Die Musch schnupperte aber nur an dem Beutel und sagte: „Hundezähne, miau. Aber woher soll so ein dummes Tier auch wissen, was Tabak ist! Er hat das Zeug eben mal über den Boden verstreut."

Und wieder ein paar Tage später war plötzlich meine große schöne Vase umgeworfen, das ganze Wasser über den Teppich gegossen und ein Eck des Porzellans abgeschlagen. Ärgerlich holte ich einen Lumpen.



Während ich aufwischte, putzte sich die Musch und schnurrte: „Eine Katze wirft nichts derart Schweres um, das weiß jeder. Aber ein Hund. Klar, ist ja so plump, miau."

Nun, ich war nicht erbaut von diesen Geschichten. Ich sah den Stipsi mit immer weniger freund-

lichen Gefühlen an. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Hund das alles angestellt hatte.

Und dann kam der Gipfel: Ich mußte zu einer längeren Besprechung gehen und die beiden Tiere allein lassen. Vorher erteilte ich noch gute Lehren.

„Also, Musch, du bist die Gescheitere. Stell nichts an, und wenn der Stipsi in die Nähe von gefährlichen Dingen kommt, jag ihn weg! Vor allem: Laß ihn nicht an den Schreibtisch! Aber nicht kratzen und raufen! Versprichst du mir das?"

Die Musch legte den Kopf schief und sagte: „Will sehen, was sich machen läßt. Miau."

Nun, ich brachte die Besprechung hinter mich und kam erst gegen Abend nach Hause.



Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als ich mein Zimmer betrat und sah, daß über den ganzen Schreibtisch und über meine Manuskripte dicke Tinte gegossen war. In Bächlein war sie über alles geronnen, und sogar auf dem Boden waren runde Tintenkleckse!

Zuerst war ich sprachlos. Dann rief ich die Musch.

„Wer zum Kuckuck war das?"

Der Musch zuckte es nur leicht über ihr schwarzes Fell, dann antwortete sie gelassen: „Wer schon? – der dumme Hund da!"

„Wie ist der Hund auf den Schreibtisch gekommen? Hab ich dich nicht gebeten, das zu verhindern?"

„Ich hab nur einmal eine Sekunde weggeschaut, da war's passiert."

Oh, meine Manuskripte! Ich wußte nicht, ob ich das Geschriebene jemals wieder lesen konnte, ob ich nicht alles, alles neu schreiben mußte! Meine Wut war grenzenlos! Ich packte den Hund und schüttelte ihn. Er winselte nur kläglich.

„Na warte!" sagte ich und setzte meinen Hut wieder auf.

„Was willst du tun, Tonerl?" fragte die Musch.

„Ich gebe ihn den Baierbuben, und damit basta. Das geht mir zuweit."

„Finde ich auch", meinte die Musch und kratzte sich hinter dem Ohr.

Wär ich nicht so zornig gewesen und hätte ich ruhig überlegt, dann wäre es mir aufgefallen, daß so ein kleiner Hund gar nicht auf den Schreibtischsessel und von da auf den Schreibtisch springen konnte, ja, daß es gar nicht Hundeart ist, so etwas zu tun.

So aber trug ich Stipsi zu den Baierbuben, die ihn mit Hurra in Empfang nahmen. Dann ging ich erleichtert heim. Den war ich also los.

Kaum war ich zu Hause, läutete es Sturm. Es war der Maxl.

Bevor ich was sagen konnte, rief er: „Herr Pfister, Herr Pfister, stellen Sie sich vor, ich darf den Hund nehmen! Heut morgen war mein Onkel da, und der hat gesagt, er bezahlt die Hundesteuer, sozusagen als vorzeitiges Namenstagsgeschenk für mich. Und dann haben wir die Mutti solang bearbeitet, bis sie ja gesagt hat."

Tja, da war nun nichts mehr zu machen. Ich mußte ihm mitteilen, daß ich den Hund grade eben den Baierbuben geschenkt hatte.

„Was", rief der Maxl, „den Baierbuben!? Das sind ja solche Tierschinder!"

„Na, na", meinte ich, „die haben sich so gefreut über den Hund, daß sie schon nett zu ihm sein werden."

Der Maxl war arg enttäuscht.

„Oooch, was mach ich jetzt? Alles war schon hergerichtet für den Hund."

Ich versuchte ihn zu trösten. Wenn die Mutter sich einmal an den Gedanken, einen Hund zu haben, gewöhnt hatte, würde es ihr bestimmt gleich sein, welcher Hund das war. Schließlich kann man ganz umsonst im Tierasyl einen bekommen. Der Maxl schüttelte nur den Kopf.

„Nein, gerade den Stipsi hätt ich mögen." Dann ging er ganz langsam und traurig die Treppe hinauf.

Nachdem das kleine Hundetier weg war, schien es mir wieder ganz still und friedlich. Kein Streit mehr, kein Gefauch – ich konnte wieder in Ruhe arbeiten.

Das heißt, so ganz ruhig war ich doch nicht. Der kleine hilflose Hund unter den drei Rangen, das war kein lieber Gedanke. Aber wenn mir das einfiel, scheuchte ich den Gedanken gleich wieder weg.

Die Musch war auffallend still, seit der Stipsi aus dem Haus war. Nur einmal fragte sie: „Sag mal, Tonerl, sind die Baierbuben wirklich solche Tierschinder, wie der Maxl gesagt hat?"

„Ich weiß nicht, Musch. Hoffen wir halt das Beste für den Stipsi."

Da ging sie, nachdenklich mit ihrem Schwanzspitzel zuckend, in ihre Ecke und rollte sich still zusammen.

Vielleicht hätte ich den Stipsi mit der Zeit vergessen, wenn nicht nach ein paar Tagen die Musch gekommen wäre und sich neben mich gesetzt und gesagt hätte: „Bin heut dem Stipsi begegnet."

„So? Wie geht es ihm?"

„Weiß nicht. Die Buben haben ihn über die Straße gezerrt, daß sie ihn fast aufgehängt hätten. Und wie sich der Stipsi hinsetzen wollte – nun ja, Hunde müssen das doch –, da haben sie ihm keine Zeit gelassen, sondern ihn einfach weitergezerrt."

Ich schwieg. So ungefähr hatte ich es mir vorgestellt.

„Miau, das war gar nicht schön", sagte die Musch.

„Ich würde ihn ja wieder holen, aber er hat mir gar zuviel angestellt, das ging auf die Dauer nicht."

„Miau, viel angestellt", wiederholte die Musch und ließ den Kopf hängen.

Am Nachmittag war die Katze spurlos verschwunden. Es wurde dämmrig, und ich begann schon unruhig zu werden.

Da – was hör ich da vor meiner Tür? Das war doch wie Bellen! Ich stürzte hinaus, und was sah ich? –: Musch und Stipsi einträchtig nebeneinander!

Wie mich der Stipsi sieht, springt er gleich an mir hoch und zeigt eine Freude, wie sie eben nur ein Hund zeigen kann.

Traurig sagte ich: „Stipsi –, ich kann dich doch nicht brauchen. Du gehörst nimmer daher –, du mußt ..."

Da unterbrach mich die Musch: „Ich glaub schon, daß er daher gehört, Tonerl!"

„Musch – seit wann – hast du nicht – – –?"

„Ich hab ihn wiedergeholt, das heißt, ich hab gemacht, daß er mir nachlief."

„Und die Buben, wo sind die?"

„Nicht nachgekommen. Waren so viele Autos dazwischen. Wir zwei sind noch rübergekommen – fast hätt mir einer meinen schönen Schwanz abgefahren –, aber die Buben mußten stehenbleiben und warten. Und da sind wir schnell verschwunden. Durch ein Gitter in einen Hof und durch einen Hausgang hierher."

„Ja – aber ..."

„Miau, ich hab zwei Stunden lang zugeschaut. Bei der Vorderpfote meines Großvaters, so was hab ich noch nie gesehn! Wie die den Stipsi geschunden haben! Da bin ich plötzlich hingesprungen, hab einen von den drei Buben fürchterlich ins Bein gekratzt – der hat geschrien! –, und der Stipsi hat gebellt und ist hinter mir dreingelaufen und die Buben auch und – ja, dann sind wir über die Straße entkommen."

„Du liebe Zeit, Musch!"

„Und jetzt sind wir da, miau. Und ich denke" – die Musch wurde so verlegen, daß sie mich gar nicht anschaute, sondern einfach an mir vorbeimarschierte – „nun, ich



denke – miau –, vielleicht ist es doch besser, wenn er bei uns bleibt. Vielleicht kann ich doch mit ihm spielen, wenn du keine Zeit für mich hast."

„Ja – aber Musch –, der Hund hat doch soviel Schaden angerichtet, denk nur an meinen Hausschuh und an den Tabaksbeutel und an die Vase und an die Tinte ..."

Da schaute mich die Musch an und sagte ganz leise: „Tonerl – das war gar nicht der Stipsi – sondern – sondern – ich war's."

Ich war sprachlos. Der ahnungslose Stipsi wedelte mit seinem Stummelschwänzchen und lief hin und her und sprang an mir hoch.

Da brachte ich endlich heraus: „Musch, dafür müßt ich zur Strafe eigentlich dich den Baierbuben schenken."

„Miau", sagte sie und sprang schnell unter einen Schrank. In dem Augenblick läutete es. Der Maxl stand vor der Tür.

Er sah den Hund und sagte: „Hab ich mich also doch nicht getäuscht! Ich hab doch den Stipsi im Hausgang vorhin bellen hören!"

Und er bückte sich und streichelte den Hund, und beide waren ganz närrisch vor Freude über das Wiedersehn. Der Maxl wollte natürlich wissen, wie der Hund wieder zu mir gefunden hatte.

Ich sagte, es wäre wohl Heimweh gewesen und ich würde ihn nie mehr zu den Baierbuben tun, weil die nicht gut zu dem Stipsi waren.

Und dann sagte ich: „Also, Maxl, wenn du ihn willst, kannst ihn haben!"

Na, ihr hättet den Maxl sehen sollen! Der war ganz außer Rand und Band. Er hat einen solchen Indianertanz aufgeführt mit dem Stipsi, daß die Musch vorsichtshalber unter ihrem Schrank sitzengeblieben ist. Wer läßt sich schon gern auf die Pfoten treten!

Ja, so ist doch noch alles gut geworden. Die Musch besucht seitdem den Stipsi jeden Tag, und allmählich hat der kleine Hund auch seine Angst vor ihr verloren.

Übrigens – er ist nicht so groß geworden wie ein Bernhardiner, sondern – allen Prophezeiungen der Musch zum Trotz – ein kleines Wollknäuel geblieben.

Den Baierbuben habe ich natürlich noch tüchtig meine Meinung gesagt, und mit den Eltern habe ich auch geredet. Die kriegen so schnell kein Tier mehr, darauf könnt ihr euch verlassen!

Musch stiehlt eine Puppe

Eines Tages läutete es, und Frau Hofer stand vor der Tür. Bis dahin hatte ich gar nicht gewußt, daß es eine Frau Hofer gibt. Schließlich kann man von so einem Häuserblock ja nicht alle Leute kennen.

Also, es läutete, und eine Dame stand vor der Tür, die einen ziemlich aufgebrachten Eindruck machte.

Sie sagte gleich: „Sind Sie der Herr, dem die schwarze Katze gehört?"

Ich ahnte nichts Gutes und stotterte: „J-ja, das heißt, es kommt drauf an, welche... Es gibt sicher noch mehr schwarze Katzen in der Gegend."

„Die Kinder im Hof haben gesagt, es sei Ihre schwarze Katze gewesen!"

„Die Musch – hm –. Um was handelt es sich denn?"

„Um eine Puppe. Und zwar um eine ganz neue Puppe. Meine kleine Ingrid hat sie zu ihrem Geburtstag bekommen, erst vor vier Wochen. Und mein Kind gibt soo acht auf seine Sachen. Und sie hat sich soooo über die Puppe gefreut, sie war ihr ein und alles. Und jetzt – also ich muß schon sagen, das ist ein starkes Stück!"

„Ich versteh nicht –, was hat die Puppe mit meiner Katze zu tun?"

Die Dame holte tief Luft.

„Ihre Katze hat meiner Ingrid die Puppe gestohlen. Und wenn Ihnen die Katze gehört, dann müssen Sie die Puppe ersetzen. Jeder Tierhalter haftet für das, was sein Tier anstellt. Sieben Mark achtzig hat die Puppe gekostet!"

Du lieber Himmel – ich war grade wieder sehr knapp bei Kasse! Vorsichtig sagte ich: „Also – liebe Frau – äh –, ich weiß Ihren Namen nicht –"

„Hofer!"

„Also, liebe Frau Hofer, ich habe schon gehört, daß Katzen Fleisch stehlen, daß Katzen an die Milch gehen, daß Katzen Mäuse fangen, aber daß sie Puppen stehlen, das habe ich noch nie gehört. Ihre Kleine wird die Puppe vielleicht verloren haben, und jetzt glaubt sie, es sei die Katze gewesen. So was gibt es!"

Frau Hofer bekam einen hoheitsvollen Blick. „Meine Ingrid lügt nicht!"

„Sicher nicht –, aber vielleicht irrt sie sich?"

„Nein, sie irrt sich auch nicht! Die anderen Kinder, die auch im Hof gespielt haben, erzählten alle das gleiche. Ihre Katze ist plötzlich auf die Puppe losgesprungen, hat sie gepackt und ist mit ihr auf und davon. Die Kinder sind ihr nach, aber die Katze ist in den Keller gesprungen, und weg war sie!"

Oh, es sah wirklich so aus, als gäbe es keine Rettung für meinen Geldbeutel!

Eine Möglichkeit blieb aber noch offen. „Haben Sie schon im Keller nachgesehen, vielleicht liegt die Puppe dort?"

„Nein, dort ist sie nicht."

„Auch sonst nirgends? Ich meine, im Hof oder auf der Straße –?"

Frau Hofers Gesicht wurde immer spitzer.

„Dann würde ich doch kaum zu Ihnen kommen. Nein – so leid es mir tut – Sie müssen die Puppe ersetzen. Wir haben das Geld auch nicht so, daß wir eine Puppe kaufen können, nur damit anderer Leute Katzen sie auffressen."

Das ging mir doch ein wenig über die Hutschnur.

„Meine Musch frißt keine Puppen", sagte ich deshalb schroff, „und überhaupt, ich glaube nicht, daß es meine Katze war!"

Oh, da hättet ihr aber Frau Hofer sehen sollen! Ihr Kopf lief ganz rot an, und ihre Stimme schnappte beängstigend über.

„Hören Sie mal, das ist ja allerhand! Glauben Sie, ich lüge? Ich kann Ihnen Zeugen bringen, alle Kinder kann ich Ihnen als Zeugen bringen . . ."

„Und ich kann meine Katze fragen, dann werden wir ja sehen . . ."

„Wie bitte?" schrillte Frau Hofer.

Um Himmelswillen, was hatte ich da gesagt!

Ich verzog schnell mein Gesicht zu einem ganz und gar dämlichen Grinsen. „Ach so – äh – das war ein Scherz – äh – hahahaha – Eine Katze kann man ja gar nicht fragen, nicht wahr – hahaha!"

Frau Hofer sah mich höchst verwundert an und sagte würdevoll: „Mir ist nicht nach Spaß zumute!"

„Nein? – äh – Mir auch nicht. Aber – verlassen Sie sich drauf, ich werde der Sache nachgehn."

„Ich bitte darum – Guten Tag."

Und sie drehte sich auf dem Absatz um und ging.

Ich glaube nicht, daß sie seitdem sehr hoch von mir denkt. War ja auch zu dumm, mich zu verplappern!

Also – ich ging wieder in mein Zimmer. Klar, ich mußte die Musch sofort fragen, ob sie mit dieser Geschichte etwas zu tun hatte. Aber in meinem Zimmer war sie nicht. Ich rief und pfiff, aber nichts rührte sich.

Da dachte ich mir, vielleicht hat sie das Gespräch gehört und sich wegen ihres schlechten Gewissens unter dem Schrank versteckt. Also nahm ich einen Besen und fuhr damit unter den Schrank. Ich legte mich auch noch auf den Bauch und spähte unter die Couch.

Da sagte plötzlich eine Stimme hinter mir: „Was ist los, Tonerl? Fängst du Mäuse?"

„Ah – da bist du ja", fuhr ich hoch. „Du kommst mir grade recht!"

Die Musch legte ihren Kopf schief und meinte: „Dieser Ton in deiner Stimme gefällt mir nicht. Ich glaub, ich geh wieder."

„Bleib nur da, du schwarzer Teufel, mit dir hab ich ein Wörtchen zu reden!"

Die Musch schnurrte scheinheilig: „Wenn es weiter nichts ist – rede! Aber ich hab nicht lang Zeit. Eigentlich bin ich schon wieder fort!"

Und damit machte sie einen jähen Satz zur Tür.

Ich gleich hinterdrein. „Hoppla, da geh her!" Und schon hatte ich sie am Nackenfell.

„Miau, laß los! Ich kann das nicht leiden, wenn man mich da packt. Laß los oder ich kratze!"

Es fiel mir gar nicht ein, sie loszulassen. Ich schüttelte sie ein wenig. „Sag, hast du eine Puppe gestohlen?"

„In dieser Stellung sehe ich mich außerstande, mit dir zu verhandeln." Dabei ruderte sie ärgerlich mit den Hinterbeinen. Ich setzte sie auf die Couch.

„Also – bitte, jetzt antworte!"





„Jetzt muß ich mich erst putzen. Du hast mein Fell völlig durcheinandergebracht!" Sie begann ihr Fell zu lecken. So ein Benehmen kann auch den Sanftmütigsten aus dem Häuschen bringen.

„Antworte! Hast du die Puppe von der kleinen Ingrid gestohlen!? Eine Puppe für sieben Mark achtzig!!"

Sie hob nur kurz zwischen dem Putzen den Kopf und sagte: „Über die Preise bin ich nicht im Bilde!"

„Du bringst sofort die Puppe wieder her!" schrie ich sie an.

Die Musch stellte ihre zwei Vorderpfoten nebeneinander und antwortete ruhig und aufgeräumt: „Das ist leider nicht möglich – leider!"

Ich mußte mich am Stuhl festhalten.

„Hast du wirklich eine Puppe gefressen!?!"

Die Musch schüttelte den Kopf und antwortete verächtlich: „Bei der Vorderpfote meines Großvaters: Lieber fresse ich noch einen angebrannten Grießbrei! Ich – und eine Puppe fressen!"

„Ja – was hast du dann damit getan?"

„Ein gutes Werk."

„Also – hör mal!!"

„Laß mich bitte ausreden. Vor ein paar Tagen hab ich einen größeren Spaziergang gemacht. Dabei bin ich in eine Gegend gekommen, wo die Häuser nicht so groß und fest sind wie dieses hier. Und da ich – wie du weißt – eine Vorliebe für Fenstersimse habe, bin ich in ein offenes Parterrefenster gesprungen.

Und wie ich so hineinspitze, da seh ich ein kleines Mädchen im Bett liegen und hör sie rufen: ‚Ui, Mutti, schau, zu mir kommt eine Katze!'

Und die Mutter sagte: ‚Ja, das ist wirklich eine prächtige Katze. Die wird sicher irgendwo weggelaufen sein.'

Und da rief mich das kleine Mädchen und lockte mich so, daß ich mir dachte: Gehst mal hin. Und ich sag dir, Tonerl, wie sich das Kind gefreut hat–, so freust du dich nie über mich!"

„Hm – und dann?"

„Ja, und dann bin ich zu dem Kind aufs Bett gesprungen. Weißt du, das Kind ist immer im Bett, weil seine Beine von einer Krankheit nicht mehr heil geworden sind."

„Das ist sehr traurig. Aber was hat das mit der Puppe zu tun?"

„Sehr viel. Das Kind hat mit mir gespielt. Und weißt du, was es mit mir gespielt hat? –: Puppe! Ich war seine Puppe, weil es noch nie eine Puppe gehabt hat. So arm ist es!"

Ich begann zu begreifen. „Und weiter?" fragte ich, aber nur noch halb so streng.

„Miau – ich hab das Kind dann noch öfter besucht. Mußte immer seine Puppe sein, mußte Häubchen aus Papier aufsetzen und so. Hab ich mir auch gefallenlassen und hab solche Sprünge gemacht und solchen Buckel" – die Musch zeigte mir, was für einen komischen Buckel sie gemacht hatte – „und alles zum Spaß. Aber weißt du, eine richtige Puppe bin ich trotzdem nicht."



„Und da hast du –"

„Miau – und da hab ich von der Ingrid die Puppe gemaust –, verstehst du das?"

Ich nickte gerührt und streichelte der Musch das Fell.

„Verstehn kann ich das schon. Aber trotzdem war's nicht richtig. Schließlich darf man nicht jemand was stehlen, auch nicht, wenn der reich ist, und auch dann nicht, wenn man das Gestohlene jemand schenkt, der ganz arm ist. Man kann immer nur das verschenken, was einem selber gehört."

Die Musch hörte sich diese Predigt an und sagte dann nachdenklich: „Aber mir gehört doch keine Puppe!"

„Nein."

„Na also!" sagte sie vorwurfsvoll, als wäre ich an allem schuld.

„Aber du hättest mir doch die Geschichte vorher erzählen können. Dann hätt ich vielleicht – hm –"

„Ich weiß doch, du bist zur Zeit ziemlich schlecht bei Kasse. Außerdem schimpfst du immer, wenn ich dich um Hilfe bitte."

„So muß ich die Puppe ja auch ersetzen. Grad vorher war Frau Hofer da. Da bleibt mir also nichts anderes übrig, als der Ingrid eine neue Puppe zu kaufen."

Da schnellte die Musch hoch. „Bei der Vorderpfote meines Großvaters, die Ingrid verdient keine neue Puppe! Die geht mit Puppen scheußlich um. Sie wirft sie in die Ecke und reißt sie an den Beinen, und weißt du, was sie gesagt hat? –

‚Die dämliche Puppe mit ihren Glotzaugen ist mir ganz wurscht. Ich hab einen ganzen Stall voll Puppen! Aber ich spiel viel lieber Schusser.'

Ja, und dann hat sie die Puppe auf den schmutzigen Boden gesetzt und mit dem Klaus geschussert. Und da hab ich sie weggenommen!"

„Das nützt alles nichts. Frau Hofer besteht darauf, daß ich den Schaden wieder gutmache, den du angerichtet hast. Darauf hat sie einen gesetzlichen Anspruch."

Da fauchte die Musch vor Zorn.

„Dann soll sie die alte Puppe zurückkriegen und keine neue. Gib acht, Tonerl: Ich saus jetzt los, zum Annerl. Der nehm ich die alte Puppe wieder weg und bring sie dir. Und du bringst sie der Frau Hofer und sagst, du hättest sie gefunden . . ."

„Und das arme Annerl ist doppelt traurig. Zuerst hat sie sich gefreut und jetzt . . ."

„Und jetzt freut sie sich noch mehr, weil du inzwischen eine neue Puppe kaufst und ihr die bringst."

„Und was sag ich? Soll ich sagen: Hier ist die Puppe, meine Katze hat mir erzählt . . ."

„Nein, das darfst du nicht. Du mußt sagen – miau – du mußt also sagen . . ."

Die Musch sprang aufgeregt von der Couch herunter und wieder hinauf.

„Bei der Vorderpfote meines Großvaters, ist das aber schwierig! Ich könnt mich in den Schwanz beißen vor Ärger. Aber das Annerl soll die neue Puppe kriegen und die Ingrid ihre alte, so wahr ich zehn Schnurrbarthaare habe!

Und wenn du gar nichts sagst!?!? Wenn ich einfach heute nacht, wenn alles schläft, die neue Puppe hintrage und neben sie ins Bett lege? Das ist gut, das machen wir! Also, ich saus los und hol die alte Puppe, und du saust los und kaufst eine neue!" Und fort war sie.

Was blieb mir da anderes übrig, als loszuziehen und eine Puppe zu kaufen? Eine sehr niedliche Puppe, die Mama schreien kann. Ich war ganz stolz auf meinen guten Einkauf.

Aber wie ich mit der Puppe unterm Arm nach Hause komme, sitzt eine ganz traurige Musch da.

Ich sage: „Also Musch, hier ist die Puppe für das Annerl. Wo ist die alte von der Ingrid, damit ich sie gleich zur Frau Hofer tragen kann?"

„Hab's nicht!"

„Was hast du nicht?"

„Die alte Puppe."

„Hat das Annerl die Puppe nicht hergeben mögen? – Hätt ich mir ja denken können!"

„Puppe ist überhaupt nicht mehr da. Nirgends. Und das Annerl liegt ganz still im Bett. Schaut vor sich hin, weint nicht, redet nicht, gar nichts. Keine Puppe. Hab die lustigsten Sprünge gemacht. Sie hat kaum hergeschaut."

„Ja, zum Kuckuck, wo ist die Puppe?!"

„Weiß nicht, spurlos verschwunden. O Tonerl – deine Katze ist heute so dumm."

Da bin ich zornig geworden. Nicht weil ich böse war, sondern weil mir das alles so leid getan hat.

„Jetzt stehn wir sauber da. Jetzt muß ich gleich zwei Puppen kaufen. Ich mach wegen dir noch einen ganzen Puppenladen auf! Zum Kuckuck, ich hab ja kaum mehr Geld! Jetzt sag ich dir was: Bade die Geschichte mit dem Annerl selbst aus, such die alte Puppe – die muß ja irgendwo sein –, bring sie ihr wieder, sie freut sich über die wiedergebrachte alte genauso. Ich für meinen Teil bring jetzt die Sache mit der Frau Hofer in Ordnung. Ich geh rüber und bringe ihr diese neue Puppe als Schadenersatz. Aus! Punktum! Vorbei!"

Da sprang die Musch hoch und fauchte: „Das tust du nicht!!"

Und eh ich's richtig begriff, sprang sie mit einem Satz auf die neue Puppe los, packte sie wie eine Maus mit dem Maul und sauste zur Tür.

Ich rief: „Laß sofort die Puppe los! Musch, gib die Puppe her! Musch, daher!!"

Aber alles Rufen nützte nichts. Die Musch sauste zur angelehnten Tür hinaus und durch ihren Durchschlupf auf den Balkon, und mit einem Satz hinunter in den Hof.

Ich schrie: „Musch! Musch!" und rannte durch die Wohnungstür ins Treppenhaus und auch in den Hof. Die Musch aber war schon hinaus auf die Straße. Ich rufend hinterdrein. Und die Straße entlang.

Im Vorbeilaufen hörte ich die Leute lachen und rufen: „Schaut nur die Katz an, die hat ja eine Puppe im Maul!"

Und jemand anders rief: „Der Mann erwischt die Katz ja nie!"

Oh, ich war grimmig bis in meine Seele! Und was tat die Musch, dieses Rabenvieh? Sie rannte und blieb stehen, so daß ich meinte, ich könnte sie erwischen, und wenn ich nah genug war, rannte sie in großen Sprüngen wieder weiter.

Und ich lockte immer wieder: „Musch, Musch, komm! Musch – wo läufst du denn hin?"

Da rief mir einer zu: „Die Katz wird Ihnen grad Antwort geben!"

Mir schien, als würde die ganze Straße über mich lachen. Die Musch aber ist immer weiter und weiter gerannt, mit ihrer Puppe im Maul.

Und so sind wir schließlich zu den kleinen Häusern gekommen, von denen Musch mir erzählt hatte, und – wups – war die Musch mit einem Satz in einem kleinen Fenster drin mitsamt meiner neuen Puppe!

Da blieb ich schnaufend vor dem Fenster stehen und überlegte, was jetzt zu tun war.

Wie ich so dastand, hörte ich entfernt eine jubelnde Kinderstimme: „Mutti, Mutti, die Katze bringt eine neue Puppe!"

Halblaut rief ich: „Musch! Musch!"

Aber das hatte nicht die Musch, sondern nur die Mutter des Kindes gehört. Sie kam ans Fenster, eine blasse, verhärmt aussehende Frau.

„Gehört Ihnen die Katze?" fragte sie.

„Ja", antwortete ich, und ich glaube, ich wurde über und über rot.

„Ach, dann kommen Sie doch bitte einen Moment herein. Ich muß Ihnen doch erzählen ..."

Ich war sehr verlegen.

„Hm – äh – ich wollte eigentlich nicht stören", sagte ich hilflos.

Aber die Frau bat mich so, daß ich doch hineinging.

Es war eine saubere, aber ärmliche kleine Stube. Das Annerl lag blaß im Bett und schaute mit großen Augen auf mich.

„Das ist mein Annerl!" erklärte die Frau.

Ich ging zu dem Kind und gab ihm die Hand. „Grüß dich Gott, Annerl. Ich heiße Pfister."

Sie schaute mich nur groß an und sagte nichts.

Da ergänzte ich: „Kannst aber auch Toni zu mir sagen."

Da lächelte das Kind. „Grüß Gott – gehört Ihnen die Katze?"

„Ja. Das ist die Musch."

Da sagte die Mutter dazwischen: „Sicher haben Sie ein Töchterl, dem die Puppen gehören, die Ihre Katze immer wie Mäuse rumschleppt?"

„Ich? Nein – das heißt – ja – das heißt – die Puppe ...", stotterte ich.

Aber die Mutter merkte meine Verlegenheit gar nicht.

„Es ist mir sehr peinlich", fuhr sie fort. „Hoffentlich haben Sie nicht den Eindruck, wir wollten die Katze mit irgend etwas anlocken oder sonst was. Wir wußten wirklich nicht, wem sie gehört –, und mit der Puppe ..."

„Es war so eine hübsche Puppe", unterbrach da das Annerl die Mutter, „aber ich hab sie hergeben müssen."

„Und diese neue Puppe mußt du auch hergeben, Annerl, die gehört dem Herrn!"

Das Annerl streckte mir gehorsam die Puppe hin. Die Musch aber sprang mit einem drohenden Maunzer auf die Bettkante und fauchte mich regelrecht an, so daß ich schleunigst sagte: „Nein, Annerl, laß nur!"

Das Kind war ganz erschrocken über die Katze.

„Ui – wie die jetzt gefaucht hat – das hat sie noch nie gemacht! Ihre Katze ist überhaupt so lieb! Als ich gestern so traurig war, weil die Mutti die Puppe aufs Fundbüro getragen hat, da hat die Musch ..."

„Aufs Fundbüro?" fragte ich schnell.

Da erklärte die Mutter: „Sie müssen entschuldigen, aber ich wußte mir keinen andern Rat. Man darf doch nicht einfach behalten, was einem nicht gehört. Und sicher war Ihr Töchterl auch traurig, weil die Puppe weg war, nicht wahr?"

„Mein – wer?"

„Wie heißt denn Ihr Töchterl?" fragte da das Annerl.

Ich schaute ein bißchen dumm.

Aber das Kind fuhr fort: „Sie müssen doch auch ein Mäderl haben, sonst könnt ja Ihre Katze keine Puppe wegnehmen!"

Nun, das war eigentlich richtig gedacht. Drum sagte ich schnell obenhin: „Ja, Ingrid heißt sie. Aber die mag die Puppen gar nicht. Und drum spielt immer die Musch damit. – Und überhaupt bin ich froh, daß ich jemand gefunden hab, der Puppen mag!"

Ganz zärtlich schaute das Kind die neue Puppe an und sagte leise: „Die ist so schön!"

„Dann darfst sie behalten", erklärte ich.

Die Mutter wollte abwehren. „Aber Herr Pfister, das geht doch nicht."

Doch ich unterbrach sie schnell: „Und ob das geht! Prima geht's sogar! Und die andere Puppe, die hol ich jetzt vom Fundbüro, die kriegt die Ingrid wieder, und damit ist alles in bester Ordnung!"

Da strahlte das Annerl, daß es einem ganz anders ums Herz werden konnte. Und die Musch sprang vom Bett und schmeichelte um meine Beine.

„Na", sagte ich ein wenig rauher als notwendig, „jetzt muß ich gehn. Wenn Sie die Katze noch ein bißchen dabehalten wollen, kann sie ja noch bleiben. Die findet schon von allein heim, wie wir ja gesehn haben!"

Dann verabschiedete ich mich. Die Musch blieb noch, und ich bin halt aufs Fundbüro gewandert und habe die Puppe geholt. Und dann bin ich rüber zur Frau Hofer gegangen und habe der Ingrid die Puppe gebracht.

Wie die Frau Hofer mich damit gesehen hat, meinte sie: „Sehen Sie, es war also doch Ihre Katze! Aber mein Kind haben Sie verdächtigt, daß es lügt!"

Da ich mich in keine lange Streiterei mehr einlassen wollte, sagte ich bloß: „Entschuldigen Sie, es soll nicht mehr vorkommen!"

„Dann müssen Sie Ihre Katze besser beaufsichtigen. Streunende Tiere sind außerordentlich lästig!"

Ich war froh, daß die Musch nicht dabei war, die wäre ihr sicher dafür ins Gesicht gesprungen. So aber ging ich zwar mit leerem Geldbeutel, aber eigentlich recht zufrieden heim.

Wie ich heimkomme – wer sitzt schon da? –: die Musch. Mit einer ganz scheinheiligen Gründlichkeit putzte sie ihr Fell.

„Musch", sagte ich, „du Rabenvieh! Du hast mich da heut ja direkt in die Falle gelockt!"

„Bin doch nicht so dumm – miau!"

„Aber das Ganze war doch wohl mehr Zufall als Schlauheit. Erstens einmal, daß ich dir wirklich nachgelaufen bin, zweitens, daß die Mutter grade zu Haus war, drittens, daß . . ."

„Hauptsache, alles ist in Ordnung!" schnurrte die Musch.

„Und ich hab den ganzen Tag vertrödelt statt zu arbeiten, und jetzt kann ich mir nicht mal mehr Tabak kaufen, so wenig Geld hab ich", versuchte ich zu schelten.

Aber das rührte die Musch gar nicht. „Kein Tabak ist sehr gesund, Tonerl", meinte sie bloß.

„Und überhaupt, die Aufregung!" knurrte ich noch.

„Das Annerl ist so glücklich, ich sag dir – sooo!"

Da mußte ich meine Katze doch wieder sehr gern haben.

„Komm her, alte Musch", sagte ich, „laß dich streicheln."

Da rieb die Musch ihren Kopf an meinem Hosenbein und schnurrte: „Ich streichle dich auch, alter Anton!"

Da sagte ich nichts mehr. Obwohl ich eigentlich protestieren müßte, denn ich heiße zwar Anton – aber alt bin ich noch lange nicht!



Musch läuft davon

Ich war ganz außer mir. Ich wußte wirklich nicht mehr, was ich tun sollte! Dabei war alles schön friedlich und in Ordnung gewesen! Und dann kam es so schnell!

Wie gesagt, es war ein gemütliches Leben gewesen, das die Musch und ich geführt hatten. Sie ließ mich arbeiten, ging auf leisen Pfoten aus und ein, legte sich rücksichtsvoll schweigend auf meine Couch, schlief und schnurrte, wie sich's für eine Katze gehört.

Und weil sie sich so musterhaft benahm, sagte ich zu ihr: „Musch, du hast dir wirklich eine Belohnung verdient."

Sie räkelte sich und gähnte behaglich bei dem Lob, und während sie die Vorderfüße mit gespreizten Krallen herausreckte, nur so, um sich zu dehnen, sagte sie: „Nichts gegen Milch und Wurstzipfel, aber zwischendurch mal was Süßes – bei der Vorderpfote meines Großvaters –, das wär was für meinen Katzenmagen!"

„Grießbrei?" fragte ich.

„Grießbrei, den läßt du immer anbrennen! Ich mag Angebranntes nicht. Aber Vanillesoße – mmmm –, das wäre gut. Neulich hab ich von Maxls Mutter Vanillesoße gekriegt, ich sag dir, Tonerl, das war gut!" Sie schleckte genießerisch.

„Musch", meinte ich, „weißt du was? Ich geh rauf zum Maxl und frage seine Mutter, wie sie diese Vanillesoße gemacht hat. Und zur Belohnung mach ich für dich extra genau die gleiche und soviel du willst!"

Ihr hättet sehen sollen, wie die Musch sich da gefreut hat! Sie machte die tollsten Katzensprünge.

Ich ging also rauf und fragte nach dem Rezept. Maxls Mutter wunderte sich zwar ein wenig, daß ich ausgerechnet Vanillesoße kochen wollte, aber dann gab sie mir ganz genaue Anweisung, wie ich's zu machen hätte.

Und sie rief mir noch nach: „Immer rühren oder mit dem Schneebesen schlagen. Und nur einmal aufkochen lassen, Vanillesoße brennt sonst an!"

„Ohje", dachte ich, „Vanillesoße brennt also auch an! Aber es wird schon gehen."

Ich kaufte also alles Notwendige ein und machte mich dann an die Arbeit. Die Musch saß daneben, und ihre Augen gingen eifrig von Topf zu Schüssel, und sie schleckte und leckte im Vorgenuß ihr Mäulchen.

Als dann der Topf auf dem Feuer stand, sagte sie etwas ängstlich: „Das wird aber heiß, Tonerl! Heiße Sachen kann ich nicht fressen."

„Ich blas es dir kalt, extra für dich wird's geblasen!"

Ich rührte und rührte, und es wäre alles gut gegangen, wenn – ja wenn es nicht in diesem Augenblick geklingelt hätte. Ich stellte die Flamme klein und rannte schnell zur Wohnungstür. Die Musch hinter mir drein.

Und wer stand draußen: Ulrike!

Ulrike hatte ich viele, viele Jahre nicht gesehen, wir waren miteinander in die Schule gegangen und hatten uns ganz und gar aus den Augen verloren. Sie war eine hübsche Frau geworden, diese Ulrike.

Wir begrüßten uns also herzlich, und ich bat Ulrike in mein Arbeitszimmer.

„Ich komme so selten in die Stadt, da dachte ich: Jetzt besuchst du mal den Toni", zwitscherte sie fröhlich.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehn? Ich glaub . . ."

Ulrike lachte: „Rechne die Jahre nicht so genau nach –, es ist auf jeden Fall ewig lang her."

Und dann sah sie die Katze!

„Da ist ja eine Katze! Toni, du hältst Katzen!?" fragte sie bestürzt. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und auch noch eine schwarze! Schwarze Katzen, verzeih mir, sind mir unheimlich."

Nun muß ich sagen, die Musch sah wirklich im Moment etwas unheimlich aus. Sie machte ein richtiges Raubtiergesicht. Da schnupperte Ulrike auch schon mit ihrer etwas spitzigen Nase in die Luft.

„Sag mal –, bei dir riecht es so angebrannt! – Kochst du gerade was?"
Ich erschrak. „Du lieber Himmel – die Vanillesoße!! Musch, deine Vanillesoße!" Ich sprang auf und rannte hinaus.
Ulrike kam mir laut lachend nach. „Du kochst Vanillesoße für deine Katze! Das ist ja zum Totlachen! Du bist ja wohl von allen guten Geistern verlassen! Eine Katze soll doch Mäuse fangen! Statt dessen kocht ihr der Hausherr Vanillesoße!"
Ich riß den Topf vom Feuer, aber es war schon zu spät. Der ganze Topfboden war voll dunkler Kruste, und es stank erbärmlich.
„Weißt du, Ulrike, ich hab die Vanillesoße auch für mich gekocht, ich esse sie sehr gern."
„Hoffentlich nicht aus einer Schüssel mit deiner Katze?" spottete Ulrike.
Ich rührte etwas im Topf herum. „Ob man nicht doch wenigstens noch das Obere verwenden kann?"
„Für einen Menschen ist sowas ungenießbar, aber für eine Katze geht's noch gut."
Da fauchte die Musch. Ulrike beachtete die Katze nicht. Sie schaute sich in der Küche um. Und dabei entdeckte sie diese kleine Klappe, die ich in meine Balkontür hatte machen lassen, damit die Musch ungehindert hinaus und wieder herein konnte.
„Was hast denn du da an deiner Balkontür?" fragte sie.
Ich war etwas verlegen.
Wurde ich schon wegen der Vanillesoße ausgelacht, wie seltsam mußte erst dieser Spezialausgang für die Katze wirken!
„Ach – das ist zur Entlüftung", antwortete ich deshalb und wagte nicht recht, die Musch anzuschauen.
Doch die sprang auf die „Entlüftung" zu und spazierte absichtlich hinaus und wieder herein.
Ulrike sah mich merkwürdig besorgt an.
„Armer Anton", meinte sie dann, „du scheinst viel allein zu sein! Mußt dein Herz schon an solch ein dummes Tier wie eine Katze hängen!"
Hätte ich Ulrike nur sagen können, daß sie sich mit ihren Bemerkungen in acht nehmen soll, weil doch die Musch jedes Wort versteht! Aber wie sollte ich! Schließlich hatte ich damit genug schlechte Erfahrungen gemacht. Ich brauchte bloß an meine Freunde zu denken!
Die Musch machte auf diese Bemerkung hin auch wirklich einen Buckel und fauchte Ulrike an.
„Das ist aber eine unfreundliche Katze", sagte Ulrike.
„Sie will nur jetzt ihre Milch haben", lenkte ich ab und schenkte einen Rest Milch in das Schüsselchen.
Ulrike schüttelte den Kopf.

„So ein Aufwand für eine Katze! Eigener Eingang, Vanillesoße –! Ich würde ja nichts sagen, wenn du einen wertvollen Siamkater hättest oder eine persische Angorakatze – aber diese schwarze Wald-Feld- und Wiesenkatze!?"

Mir war's, als stünde ich auf glühenden Kohlen!

„Wollen wir nicht lieber wieder ins Zimmer gehn? Ich stecke drin meine kleine Kaffeemaschine an –, du trinkst doch sicher Kaffee?"

„Ja, gerne, sehr gerne, Toni!"

Ich führte Ulrike wieder ins Zimmer. Die Musch aber rannte flugs hinterdrein, sie ließ kein Auge von Ulrike, und immer wieder ertönte ein warnendes „Miau".

Bis Ulrike sagte: „Daß dich beim Arbeiten diese ewige Miauerei nicht stört!"

„Nein, gar nicht", entgegnete ich.

„Wie du dich doch verändert hast! Als Bub konntest du diese Viecher überhaupt nicht leiden. Weißt du noch, wie du einer Katze einen Knallfrosch an den Schwanz gebunden hast? Und wie die gesprungen ist?!"

Ulrike lachte Tränen bei dieser Erinnerung.

Ich unterbrach ihre Heiterkeit. „Du mußt mich verwechseln, Ulrike, ich hab das niemals getan!"

„Aber Anton, wer kann denn dich verwechseln!! Ich weiß bestimmt, daß du das getan hast."

„Der Kaffee kocht", sagte ich schnell. „Setz dich doch hierher in den bequemen Sessel." Ich schenkte ein.

„Wie gemütlich du's hier hast! Da entstehen also deine Meisterwerke! So ein Lehnsessel – richtig zum Grübeln und Nachdenken!"

Plötzlich griff sie mit spitzen Fingern an die Lehne. „Aber da sind ja Katzenhaare! Sag mal, läßt du dieses Vieh auf deine guten Möbel!? Ich würde das nie zulassen!"

Ich warf einen ängstlichen Blick auf meine Musch. Alle Krallen von allen vier Pfoten waren zu sehen!

„Liebe Ulrike, jetzt erzähl mir mal, was du treibst. Wir haben uns so viele Jahre nicht gesehen!"

Gottlob hatte ich damit ein Thema gefunden, das sie von der Katze ablenkte. Sie erzählte also drauf los. Die Musch aber saß unbewegt und starrte Ulrike mit unheimlich grünen Augen an. Bis Ulrike mitten im Satz zu erzählen aufhörte.

„Warum starrt mich eigentlich deine Katze unentwegt an? Das ist ja direkt unheimlich!! Ich hab das Gefühl, die springt mir über kurz oder lang ins Gesicht!"

„Achwo, die Musch ist eine brave Katze. Sehr brav sogar."

„Ich weiß nicht. Ich hätte Angst, sie zu streicheln!"

„Man kann sie ruhig streicheln, nicht wahr, Musch?" sagte ich sehr eindringlich. „Komm mal her."



Ich nahm sie und setzte sie vor Ulrikes Füße. Aber kaum hatte Ulrike die Hand ausgestreckt, um die Katze zu streicheln, holte die Musch blitzschnell aus und versetzte ihr einen Hieb, daß die Hand blutete.

Ulrike schrie auf: „Au! Du abscheuliches Vieh!" und schlug nach ihr.

Ich sah die Musch durchdringend an.

„Das sollst du nicht tun, verstanden!!"

Musch fauchte. Ich entschuldigte mich bei Ulrike, holte Jod und ein Pflaster und verband ihr die Hand.

Das besänftigte Ulrike auf der Stelle.

„Wie nett du bist, Toni! Da lohnt es sich direkt, sich dafür kratzen zu lassen." Und sie seufzte tief: „Ach, Toni, du weißt ja gar nicht, wie ich mich freue, dich wiederzusehn."

Weil ich schon grad dabei war, ihre Hand zu verbinden, drückte sie mir dabei meine Hände. Die Musch ließ keinen Blick von uns. Ulrike schwärmte weiter.

„Wenn ich gewußt hätte, daß du ein so einsames Leben führst, dann wär ich schon früher mal gekommen. Nimm mir's nicht übel –, aber du brauchst eine Frau."

Diesmal fauchte die Musch recht vernehmlich.

Ich sagte schnell: „Schon –, aber vorerst fühle ich mich eigentlich als Junggeselle noch recht wohl."

„Trotzdem, du bräuchtest jemand, der dir richtig kocht und dir richtig den Haushalt führt. Eine Katze ist kein Lebensgefährte, glaub mir."

Diesmal hörte sie das neuerliche Knurren der Musch.

„Und diese Katze schon gleich gar nicht! Die kann einen ja vertreiben! Schau nur, wie sie dasitzt, wie zum Sprung –! Bitte entferne die Katze, sie ist mir widerlich. Jeder Straßenköter ist mir lieber als so ein falsches Katzenvieh . . ."

Das war zuviel, das hätte Ulrike nicht sagen dürfen!

Mit einem Satz sprang die Musch auf Ulrikes Beine zu und riß ihr ein Loch in die hauchfeinen Strümpfe, daß die Maschen in breiter Bahn herunterliefen.

Ulrike schrie auf. „Meine Strümpfe, meine Strümpfe!!"
„Jetzt wird's mir aber zu dumm!" rief ich. „Daher, Musch!"
Die war aber schon mit einem Satz unter dem Bücherschrank.
„Raus mit dir!"
Ulrike lachte gereizt. „Die wird dir grad folgen! Katzen haben ja keinen Verstand, die können nur die Wohnung vollstinken und die Möbel zerkratzen! Ach, wie meine Strümpfe aussehen, das ist ja furchtbar!"
Ich warnte die Musch: „Ich sag dir, wenn du kratzt, dann sperr ich dich fünf Tage ein, und du kriegst nichts zu fressen als die angebrannte Vanillesoße draußen."
Ulrike stand auf. „Du redest ja mit der Katze, als ob sie dich verstehn könnte! Weißt du denn nicht, wie dumm Katzen sind? Mit einem Hund kann man unter Umständen reden, mit Katzen nie!"
„Au!" schrie ich, denn jetzt hatte ich einen Kratzer bekommen. Aber da erwischte ich die Musch am Nackenfell und zog sie unter dem Schrank hervor.
„So, jetzt hab ich dich! Jetzt sperr ich dich in den Schuhkasten draußen in der Küche! – Ich bin gleich wieder da, Ulrike –, einen Moment bitte!"
Und damit trug ich die Musch in die Küche, und da setzte ich sie auf den Küchenhocker.
„So, Musch, jetzt sag mir, was fällt dir eigentlich ein! Wie benimmst du dich!"
„Ich benehme mich so gut wie diese Ulrike! Sogar noch besser. Ich hätte ihr nicht nur einen, sondern alle zwei Strümpfe zerreißen sollen!"
„Du bist eine abscheuliche Katze!"
„Diese Ulrike ist eine abscheuliche Dame!"
„Das kannst du nicht beurteilen. Außerdem geht es dich nichts an."
„Doch. Sie will zu dir kommen und mich hinauswerfen!"
„Das ist doch nicht so ernst gemeint."
„Doch! Von der Person würde ich nicht mal die schönste Vanillesoße fressen!"
„Du sollst nicht ‚Person' sagen."
„Ein Hund ist ihr lieber. Wenn ich das schon höre! Ein Hund hat mehr Verstand! – Da wachsen mir vor Zorn die Krallen!"
„Ich verbiete dir ein für allemal, meine Besuche zu kratzen."
„Verbiete du erst solchen Damen, mich zu streicheln!"
„Musch, wenn du weiterhin unverschämt bist, dann ..." Ich erhob meine Stimme sehr drohend.
Die Musch fauchte: „Du sperrst mich nicht in einen Schuhkasten, nur damit du's weißt. Eher verschwinde ich auf Nimmerwiedersehn!"
„Von mir aus – verschwinde!!" Ich war wirklich wütend darüber, wie diese Katze mir das Wiedersehn verdorben hatte. Ich feuerte die Tür hinter mir zu und ging zu Ulrike ins Zimmer.

„Verzeih den Zwischenfall, Ulrike."

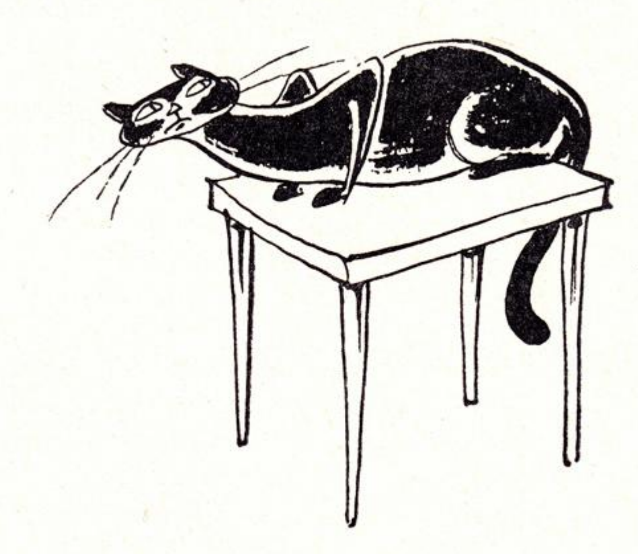
Der war aber auch die Laune verdorben. Etwas pikiert sagte sie: „Tja – ich weiß nicht recht. Deine Katze scheint dir sehr wichtig zu sein. Ich geh jetzt lieber."

„Es tut mir aber wirklich leid!"

„Wenn du deine Katze weggegeben hast, dann kannst du mich ja mal anrufen. Vorher, glaube ich, kann ich mich nicht recht entschließen, wiederzukommen."

„Das Ganze ist wirklich zu dumm und . . ."

„Wie gesagt, du kannst mich ja anrufen. Wiederschaun, Anton!"



Ich seufzte tief, weil ich sah, daß ich das jetzt nicht mehr ins Lot bringen konnte.

„Wie du meinst, Ulrike – Auf Wiedersehn!" Und so trennten wir uns.

Zuerst war ich wirklich böse auf die Musch. Bei längerem Nachdenken aber mußte ich ihr doch auch wieder verzeihen, schließlich war sie arg enttäuscht und dazu noch von Ulrike gekränkt worden.

Warum, zum Kuckuck, mußte diese Ulrike auch immer so dumme Sachen sagen! Ich beschloß, sie nicht mehr anzurufen. Die Musch aber – war verschwunden!

Auch am Abend erschien keine Musch.

Auch nicht am nächsten Morgen.

Ich aß einen Hering zu Mittag, obwohl ich Hering nicht mag. Den Kopf legte ich außen neben den Separateingang der Musch.

Am Abend lag der Heringskopf noch so unberührt da, wie ich ihn hingelegt hatte.

Ich mochte nicht mehr arbeiten. Es war so leer und still in der Wohnung. Ob sie jetzt mit jemand anderem redete? Oder war sie gar an böse Menschen geraten?



Ich dachte mir tausend schreckliche Dinge aus. Vielleicht war sie aber doch nur irgendwo in der Nähe, vielleicht – wenn ich herumfragte –?

Ich zog mich an, um die Musch zu suchen. Zuerst läutete ich bei allen Mietern im Haus. Überall traf ich auf Mitgefühl.

„Was, Ihre schöne schwarze Katze ist weg?! Das ist aber jammerschade! Nein, ich hab sie nirgends gesehn. Hoffentlich finden Sie s' wieder!"

Ich ging um den Block herum und rief immer wieder: „Musch! Musch!"

Ich rannte kreuz und quer durch die Anlagen, ging den Bach entlang bis dorthin, wo ich die Musch herausgezogen hatte – nirgends eine Spur. Müde und traurig kam ich nach Hause.

Als ich am nächsten Tag einkaufen ging, wußten es schon alle Leute, daß meine Katze weg war. Und man suchte mir gute Ratschläge zu geben und mich zu trösten.

„Seien Sie froh, daß Sie die schwarze Katz loshaben, Herr Pfister. Schwarze Katzen bedeuten nichts Gutes; wenn einem so eine über den Weg läuft, dann hat man den ganzen Tag kein Glück mehr."

Ich nickte bloß und ließ die Frau stehen.

Eine andere sagte: „Ja, ich versteh Sie ja soo gut, man hängt ja sooo an einem Tier. Aber es gibt böse Menschen. Stellen Sie sich vor, ich hab mal Leute in der Nachbarschaft gehabt, bei denen hat's jeden Sonntag nach Braten gerochen. Und was glauben Sie, was das für ein Braten war? Katzenbraten! Das soll man im Geschmack überhaupt nicht von einem Hasen unterscheiden, überhaupt nicht!"

Ich hätte dieser Person am liebsten die Milch, die ich gerade in der Hand hatte, über den Kopf geschüttet!

Und dann hat doch jemand was über die Musch gewußt – der Peter. Der Peter klingelte bei mir und sagte: „Der Maxl hat mir erzählt, daß Sie Ihre Katze suchen. Ich glaub, ich hab sie gesehn!"

Am liebsten hätte ich den Peter umarmt. „Wo hast du sie gesehn?"

„Vorgestern, auf der Straße. Ich hab grade zum Fenster rausgeschaut, und da ist die Musch dahergekommen. Und von der anderen Seite sind zwei Kinder gekommen, ein Bub und ein Mädel. Die Musch ist auf die zwei Kinder zugegangen, und die sind stehengeblieben. Das Mädel hat gesagt: ‚Ui schau, was für a schöne Katz!' Und der Bub hat gesagt: ‚Ganz schwarz. Pfundig sieht die aus!'

Und dann haben beide die Katze gestreichelt."

„Und dann?"

„Ja, und dann haben sie gesagt, daß sie sich schon lang eine Katze wünschen, und daß ihnen die Mutter einmal eine versprochen hat, und daß Hunde viel dümmer sind als Katzen. Und dann sie sind weitergegangen, zur Straßenbahnhaltestelle. Und die Musch ist einfach hinter den beiden drein. Ich wollt sie schon rufen, aber dann hab ich mir gedacht, sie wird schon wieder heimgehn."

„Sie ist aber nicht heimgekommen!"

Der Peter zögerte. „Herr Pfister, ich glaub – wenn mich nicht alles täuscht –, mir war's, als wär die Katz hinter den Kindern drein in die Straßenbahn gesprungen. Ich hab's nicht genau gesehn, weil grad der Maxl gekommen ist."

„Und sonst weißt du nichts mehr?"

„Nein, Herr Pfister, aber ich hab gedacht, daß es vielleicht was nützt!"

Leider hat es aber nichts genützt. Was sollte ich jetzt tun? Die zwei Kinder suchen? Eine Stadt ist sehr groß, wenn man jemand sucht!

Als der Peter fortgegangen war, setzte ich eine Anzeige für die Zeitung auf:

„Wem ist eine schwarze Katze zugelaufen? Sie hat angeblich mit zwei Kindern eine Straßenbahn bestiegen ..."

Nein, das klang zu dumm.

„Schwarze Katze entlaufen. Sie ist angeblich mit zwei Kindern (Bub und Mädel) mitgegangen. Gegen hohe Belohnung abzugeben bei ..."

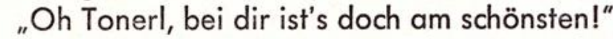
Wenn sie aber gar nicht mehr zurückwollte? Wenn es ihr dort besser gefiel als bei mir?

Nun, ich gab die Anzeige auf. Sie erschien am nächsten Tag. Aber niemand schrieb, niemand rief an, niemand kam und wußte von meiner Musch. Meine Wunderkatze war und blieb verschwunden.

Die Tage vergingen, eine ganze Woche verging. Ich saß gerade am Schreibtisch, aber ich schrieb nicht. Da hörte ich ein klägliches Miauen. Ich riß meine Tür auf, und wer steht da – die Musch!

„Bist du's wirklich oder seh ich Gespenster!"

„Miau – ich weiß nicht, was Gespenster sind, aber ich glaub, ich bin keins."
Damit kam sie ins Zimmer. Ich nahm sie auf den Arm.
„Liebe gute Musch, wie bin ich froh, daß du wieder da bist!"
Da zuckte sie zusammen.
„Fehlt dir was?"
„Nur Vorderpfote verstaucht, gibt sich wieder!"
Ich trug sie vorsichtig auf die Couch und setzte sie auf mein schönstes Kissen.
„Sag mir nur, woher kommst du denn? Du bist ja richtig mager geworden."
„Und schmutzig. Ich fürchte, dein schönes Kissen –"
„Macht nichts. So ein bißchen Schmutz macht wirklich nichts aus."
Die Musch räkelte sich behaglich. Und dann gähnte sie herzhaft.



„Oh Tonerl, bei dir ist's doch am schönsten!"

Etwas verlegen sagte ich: „Also – Musch –, es tut mir wirklich leid, das damals mit der Ulrike –. Ich war nicht sonderlich nett zu dir."

„Wir waren beide nicht sonderlich nett, miau."

„Soll ich dir eine Vanillesoße machen?" Ich sprang auf.

„Paßt nicht zu Maus – danke schön!"

„Ich habe gehört, daß du fremden Kindern nachgelaufen bist?" fing ich an.

„Bin auf Straßenbahn gefahren. Wußte gar nicht, daß Straßenbahnfahren so eine ungemütliche Geschichte ist. Das rumpelt ja fürchterlich! Und die Leute haben ein Theater gemacht, weil ich mitgefahren bin!

Ein Mann in einer blauen Jacke hat gefragt: ‚Wem gehört denn die Katz da herinnen? Tiere dürfen nur auf der Plattform befördert werden!'"

Die Musch zog dabei eine tiefe Falte auf ihrer Stirne. Ich mußte lachen.

„Das wird der Schaffner gewesen sein!" meinte ich.

„Und dann hat eine Frau gesagt: ‚Mir gehört die Katze nicht, die ist mit den Kindern da reingekommen!'

Da hat der blaue Mann die Kinder ganz streng angesehn. ‚Gehört die euch?'

‚Nein, wir wissen nicht, wem sie gehört. Die ist uns einfach nachgelaufen.'

Und dann haben alle Leute durcheinander geredet: ‚Die Katz muß auf dem Fundbüro abgegeben werden.' Und: ‚Unsinn, die gehört ins Tierasyl', und: ‚Die Kinder werden die Katze schon solange angelockt haben, bis sie mit ihnen gegangen ist.'

So haben die durcheinander geredet. Bis der blaue Mann über alle hinaus gerufen hat: ‚Nächste Haltestelle Riedmeierstraße! Steigt jemand aus?'

‚Wir müssen aussteigen', hat da das Mädchen gesagt.

‚So, ihr müßt aussteigen?! Dann nehmt gefälligst auch die Katze mit, wenn ihr sie schon reingelockt habt.'

‚Aber sie gehört uns doch nicht.'

‚Dann tragt sie dahin, wo ihr sie hergebracht habt.' Und schon hat mich der blaue Mann gepackt und einfach dem Buben auf den Arm gesetzt. ‚Da herinnen kann ich das Vieh nicht brauchen.'

Das Mädel hat gefragt: ‚Gehört denn die Katze jetzt uns?'

‚Von mir aus – als Geschenk der städtischen Straßenbahn!' Und dann stiegen wir aus."

Ich muß sagen, daß es mir bei dieser Erzählung noch nachträglich angst und bange wurde.

„Musch, das hätte aber doch auch schiefgehn können!"

„War mir gleich. War zornig auf dich und wollte weg" – die Musch seufzte – „leider!"

„Aber sag doch, wie ist's denn dann weitergegangen? Die Kinder haben dich also mit heimgenommen?"

„Miau – als Geschenk von der Straßenbahn! – Oh, ich weiß nicht, ob man mit Geschenken so umgeht!"

„War man denn nicht nett zu dir?"

„Sie waren zu nett, das ist es ja! Schon auf dem Weg zur Wohnung hat mich die Ursel – so hieß das Mäderl – vor lauter Liebe so fest an sich gedrückt, daß ich fast keine Luft mehr bekommen hab. Komisch, daß die Menschen nie drandenken, daß unsereins auch schnaufen muß!"

Ich mußte lachen. „Nie ist ja wohl etwas übertrieben!"

„Ich war jedenfalls alle krallenlang am Ersticken. Aber es wurde noch viel schlimmer! Also, wir sind in die Wohnung gekommen, der Günther hat aufgesperrt und gleich die Mutti gerufen. Aber die war nicht da. Einkaufen gegangen oder so was. Warum müssen Mütter auch immer einkaufen gehn, zum Kuckuck!

Da war ich also den beiden Kindern ausgeliefert. Die Ursel ließ mich los, und ich versuchte gleich, mein Fell wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Das war aber nicht möglich. Schon hatte sie mich wieder und streichelte mich – und zwar von hinten nach vorne – gegen das Fell – scheußlich!

Der Günther kam dann auf eine vernünftigere Idee.

‚Wir müssen ihr Milch geben!' sagte er.

Ich muß gestehn, von der ganzen Straßenbahnfahrerei hatte ich Durst. Aber was sagt da die Ursel?!

‚Weißt du was', sagte sie, ‚ich geb ihr die Milch aus meinem Puppenfläscherl, weißt, aus dem für die Babypuppe mit dem Schnuller drauf!'

Der Günther wollte nicht recht, weil er als vernünftiger Bub eine Untertasse für viel praktischer hielt, aber die Ursel setzte ihren Willen durch.

‚Man kann Tiere mit der Flasche großziehn', sagte sie, ‚ich hab neulich ein Bild in einer Zeitung gesehn, da hat eine Katze aus einer Flasche getrunken!'

Oh, Tonerl – mir scheint, in den Zeitungen stehen viele dumme Sachen! Das Gummiding hat abscheulich geschmeckt, und rausgegangen ist auch nichts. Ich hab nachher noch mehr Durst gehabt wie vorher.

Aber noch nicht genug! Die Ursel holte einen Puppenwagen. Und in dieses dumme Ding setzte sie mich und deckte mich zu, daß ich nur noch mit den Schnurrbarthaaren herausschaute.

Da hab ich mich aber gewehrt und hab gekratzt –, und schon war ich draußen! Und unter dem Herd. Aber die hatten nur so einen kleinen Herd, da haben sie mich wieder erwischt.

Und gleich wieder in den Puppenwagen! Und damit ich nicht herauskonnte – stell dir vor, Tonerl! –, haben sie mich sogar reingebunden! Und dann wollt mir die Ursel nochmal die Flasche geben. Ich sollte ein Baby sein!!"

Die Musch schnappte direkt mit der Stimme über vor Empörung, als sie das erzählte.

Und dann fuhr sie fort: „Aber da hab ich in das Gummiding gebissen und es heruntergerissen, daß die ganze Milch über das Puppenbett geronnen ist! Hat aber nichts genützt.

Die Ursel hat bloß gesagt: ‚Die mag Milch nicht, Günther.'

Da hab ich gemaunzt und fürchterlich gezappelt.

Aber die Ursel meinte: ‚Du mußt schlafen, Miez. Bleib nur schön liegen!' – Sie schaute mich ganz lieb an dabei, aber was nützte mir das? Ich zappelte.

‚Du Günther, die will einfach nicht liegenbleiben!' sagte sie verwundert.

Da nahm der Günther den Wagen und rollte ihn wie wild durch das Zimmer.

‚Als du klein warst und geschrien hast, hat die Mutti den Wagen auch immer herumgeschoben', erklärte er.

‚Miau, miau!' schrie ich, solange, bis der Günther aufhörte, so wild herumzufahren.

‚Weißt du was', überlegte er, ‚wir spielen ihr was auf der Ziehharmonika vom Pappi vor, dann hört sie bestimmt auf zu schreien. Du hast immer zu schreien aufgehört, wenn Pappi gespielt hat.'

Und es dauerte gar nicht lange, da machte er einen mörderischen Lärm mit so einem Ding. Ich versuchte noch lauter zu sein, aber es ging nicht.

Mir war ganz schlecht, miau! Mir wird jetzt noch schlecht, wenn ich daran denke. Eine Katze im Puppenwagen festbinden! Stell dir das vor! Tierschinderei nennt man so was, nicht wahr?"



Ich nickte.

„Kraul mich mal da hinter dem Ohr, da beißt es mich, Tonerl."

Ich kraulte gehorsam.

„Wann ist denn dann die Mutter von den Kindern heimgekommen? Die hat doch hoffentlich der Sache ein Ende gemacht?" fragte ich.

„Es war meine einzige Hoffnung. Ja, dachte ich, vielleicht werde ich dann frei, weil die Mutter mich nicht haben will. Als sie dann kam, sah es zunächst auch so aus, als hätte ich richtig gedacht.

‚Um Himmelswillen, was ist denn da los?' fragte sie, als sie hereinkam. ‚Günther, du darfst doch nicht an die Ziehharmonika vom Pappi!'

‚Mutti, ich muß spielen, damit die Katze einschläft!'

‚Was für eine Katze?' rief die Mutter erschrocken. Dann lachte sie, als sie mich so kläglich eingewickelt sah.

Die Kinder erzählten ihr die ganze Geschichte. Und erst, als sie fertig erzählt hatten, befahl sie, mich auszuwickeln. Was auch geschah. – Aber von „mich hinauswerfen" war nicht die Rede.

‚Nur der Pappi', meinte sie, ‚der wird was dagegen haben, daß die Katze hierbleibt.'

Oh, miau, da freute ich mich auf den Pappi!"

„Hättest du denn da nirgends rausspringen oder zu einer Tür rauswitschen können?" unterbrach ich die Musch.

„Es war doch im zweiten Stock. Und es waren so viele, viele Türen da!"

„Hm – und weiter?"

„Der Pappi kam heim. Er sah mich und war entsetzt. Ich mag es sonst nicht, wenn jemand über mich entsetzt ist, aber diesmal freute es mich. Ich dachte, gleich wird er mich hinauswerfen.

Oh – er hätte es auch getan, wenn nicht die Kinder so fürchterlich gebettelt hätten und wenn – ja, wenn ich nicht einen Luftsprung gemacht hätte.

Als er nämlich sagte: ‚Die Katze muß sofort aus dem Haus', da machte ich einen Freudensprung. Da mußte der Pappi lachen. Und wie die Kinder ihn lachen sahen, da fielen sie über ihn her, und er gab zu, daß ich eine lustige Katze sei! Den Schwanz hätte ich mir abbeißen können vor Zorn!

Jedenfalls, über Nacht sollte ich noch bleiben. Und morgen früh, da würde man schon weitersehn. Am nächsten Morgen aber hatte dieser Pappi so wenig Zeit, daß er mich vergaß.

Die Kinder waren selig. Aber die Seligkeit sah leider so aus: Günther kaufte von seinem ganzen Taschengeld ein Hundehalsband. Und das band er mir um den Hals. Und dann mußte ich so neben ihm spazierengehen. Mir sträuben sich jetzt noch die Haare, wenn ich daran denke! Wartet nur, dachte ich, ihr werft mich schon noch hinaus.

Als die Kinder in der Schule waren und niemand in der Wohnung, da fand ich zuerst einen Hausschuh. Den verschleppte ich in die hinterste Ecke.

Dann fand ich eine Wurst. Die fraß ich zur Hälfte auf.

Dann sah ich das Tischtuch –. Ich zog solang dran, bis es mitsamt der Zuckerdose am Boden lag.

Und dann kam die Mutter heim. Oh, wie war die zornig! Sie packte mich und –"
Die Musch seufzte tief.

„– und warf dich hinaus?"

„Nein – sie brachte mich nur ein Stockwerk tiefer. Zu Frau Westenrieder. Die Kinder könnten die Katze ja auch hier besuchen, meinte sie, ihr Mann könne eben Katzen nicht leiden. ‚Ich bin so froh, daß ich sie zu Ihnen bringen darf!'

Und damit war ich bei Frau Westenrieder. Eine nette alte Frau. Nur – sie hatte einen Vogel!"

„Wie bitte?"

„Einen Papagei – oder ist das etwa kein Vogel?! Er konnte sogar sprechen. Aber ich mochte ihn vom ersten Augenblick an nicht leiden. Er mich auch nicht.

Kaum hatte er mich gesehn, fing er schon an zu schnarren: ‚Dummes Tier! Dummes Tier!'

Die Frau Westenrieder sagte gleich: ‚Aber Lorchen, die Katze ist kein dummes Tier. Das ist eine liebe Katze.'

Aber das Lorchen schrie weiter: ‚Dummes Tier! Dummes Tier!'

‚Komm Lorchen, sei lieb', bat Frau Westenrieder.

‚Lorchen lieb. Lorchen lieb', pappelte er nach.

Ich fauchte ein wenig.

Da warnte Frau Westenrieder: ‚Aber, aber, Haustiere müssen sich vertragen! Pfui, Miez! Benimm dich!'

‚Benimm dich, benimm dich!' schrie gleich auch der Papagei, und dann krächzte er mit seiner scheußlichen Stimme wieder: ‚Dummes Tier!'

Es ist doch wohl klar, wer von uns beiden das dumme Tier war! Bildet sich was auf seine abscheuliche Rederei ein, der dumme Vogel!"

Ich mußte lachen. Dann meinte ich doch: „So dumm sind Papageien gar nicht. Man kann ihnen richtig sprechen beibringen."

„Sprechen schon, aber nicht denken", fauchte die Musch. „Und wer nicht denken kann, ist dumm. Und überhaupt – ein Vogel, der nicht mal richtig fliegen kann!

Frau Westenrieder mußte übrigens gemerkt haben, daß wir uns nicht mochten. Immer wenn sie fortging, sperrte sie mich in ein anderes Zimmer. Mit Lorchen kam ich nur zusammen, wenn sie dabei war. Sie mußte immer über uns lachen, und das ärgerte mich. Drum tat ich, als würde mich der Vogel überhaupt nicht interessieren.

Als wir wieder einmal alle drei besammen saßen, läutete es. Frau Westenrieder mußte schnell in den Keller runtergehn. Dabei vergaß sie, daß ich bei dem Papagei im Zimmer saß."

Die Musch leckte sich in Erinnerung vergnügt ihr Mäulchen.

„Um Himmelswillen, du wirst doch nicht ..." rief ich entsetzt.

„Oh, ich war guter Laune und dachte nichts Böses.

Da fing aber plötzlich dieses Federvieh an zu plappern: ‚Dummes Tier, dummes Tier!'

Ich fauchte warnend.

‚Benimm dich, benimm dich!' schrie er darauf.

Da hab ich leise aber deutlich gesagt: ‚Ich kann auch reden, nur damit du's weißt!'

‚Hohohohoho!' lachte da der Papagei.

‚Das Lachen wird dir bald vergehn, Lorchen. Könnte sein, daß ich Lust auf einen Vogelbraten bekomme!'

Das Federvieh aber rührte das nicht. ‚Benimm dich!' sagte er bloß. Ich aber setzte mich genau unter seinen Käfig.

‚Ich hab es noch nicht ernsthaft versucht, zu dir hinaufzuspringen, miau, aber glaub mir, das ist für eine Katze wie mich nicht schwer. Und durch die Stäbe komme ich mit meinen Pfoten leicht!'

‚Hohohoho – dummes Tier, dummes Tier!' wiederholte er und plusterte sich dabei.

Das war mir zuviel. Ich machte einen Satz, und schon war ich auf dem Käfig. Das hättest du sehen sollen, wie der herumgeflattert ist! Die Federn flogen nur so!



In dem Augenblick aber kam Frau Westenrieder herein. Sie sah mich und schrie: ‚Um Himmelswillen, alle guten Geister, steht mir bei! Gehst du gleich vom Käfig weg, du Teufelskatz!' Und schon hatte sie mich am Nacken.

Der Papagei aber schrie.

Frau Westenrieder war außer sich. Sie schüttelte mich und schimpfte mich aus. Aber nur mich. Dem dummen Lorchen krümmte sie keine Feder.

‚Dich kann ich nicht brauchen. Dich geb' ich zurück!' rief sie immer wieder.

Ich sagte nichts mehr. Die Welt ist ungerecht. Also wurde ich wieder in den zweiten Stock getragen.

‚Entschuldigen Sie', sagte Frau Westenrieder, ‚aber ich muß Ihnen die Katze wieder zurückgeben. Ich hätte sie gern genommen, aber es geht doch nicht, Katze und Vogel zusammen. Auch wenn man noch so acht gibt. Außerdem scheint mir die Katze sehr wild zu sein.'

‚Von meinen Kindern hat sie sich aber alles gefallen lassen', entgegnete die Mutter von Ursel und Günther. Und sie seufzte: ‚Dann müssen wir eben einen anderen Platz für sie suchen. Können Sie die Katze nicht wenigstens heut noch behalten? Ich muß nämlich weg –, und allein lassen möchte ich das Tier nicht.'

‚Nein, ich möchte sie nicht mehr behalten, sie hätte fast meinen Papagei gefressen!'

‚O je – was mach ich da nur? Bleibt mir wohl nicht andres übrig, als sie ins Klo zu sperren, sonst stellt sie wieder alles mögliche an.'

Und das tat sie auch, stell dir vor!"

„Hättest du den Vogel wirklich gefressen?" fragte ich schnell dazwischen.

„Weiß nicht – vielleicht nur gekratzt und gebissen. Obwohl – ich war sehr böse auf das dumme Tier."

„Hm – und wie war's dann weiter?"

„Ich wurde ins Klo gesperrt. Aber dabei hat man eines übersehn: Das Fenster war nur angelehnt. Und ich . . ."

„Du wirst doch nicht vom zweiten Stock . . .?" rief ich.

„Miau – eine Katze kann das –: Augen zu – und in die Tiefe und auf und davon! Nur den Fuß hab ich mir etwas verstaucht!"

Mir blieb das Herz fast stehen bei der Vorstellung.

„Aber wie bist du denn dann wieder hierhergekommen?"

„Reiner Zufall, miau. Bin kreuz und quer durch die Stadt gerannt. Und da seh ich plötzlich ein Kind aus unserer Straße. Und dem bin ich nachgelaufen. Und jetzt bin ich da, miau!"

Die Musch schnurrte zufrieden und fing an, sich gründlich zu putzen.

„Ich werd dir nie mehr eine Vanillesoße anbrennen lassen!" schwor ich.

„Und ich werde nie mehr einen Besuch von dir kratzen", sagte die Musch.

Ich hab aber gelernt, Vanillesoße zu kochen, ohne sie anbrennen zu lassen. So gut, daß der Maxl gesagt hat, meine Vanillesoße wäre noch besser als die von seiner Mutter. Und das will was heißen, denke ich.



Musch spielt Gespenst

„Tonerl – weißt du, wie Gespenster ausschauen?" fragte mich eines Tages die Musch.

„Ich hab noch nie eines gesehen, Musch", antwortete ich, „und ich glaub auch gar nicht, daß es so was gibt."

Die Musch ringelte ihre Pfoten unter ihrer Brust und dachte nach. Nach einer Weile sagte sie: „Ob der Fredy schon eines gesehen hat?"

Der Fredy wohnt zwei Häuser entfernt. Er hat eine kleine Schwester, die Gaby. Die macht immer einen so putzigen Knicks, wenn sie mich sieht. Der Fredy ist schon sehr erhaben über seine Schwester, sie geht nämlich erst in die erste Klasse und Fredy schon in die fünfte.

„Nein, der Fredy hat bestimmt noch kein Gespenst gesehn", meinte ich.

„Woher weiß er dann, wie ein Gespenst aussieht?"

„Höchstens aus einem Bilderbuch."

„Und da haben Gespenster ein Bettuch um und stecken eine Taschenlampe in den Mund und machen ‚buuuuuuh'?"

Dieses Buuuh klang so komisch aus dem kleinen Katzenmaul, daß ich lachen mußte. Die Musch aber schüttelte ihren runden Katzenkopf über mein Gelächter.

„Das ist ganz ernst, Tonerl, der Fredy will ein Gespenst werden und vor der Gaby ‚buuuh' machen."

Dann erzählte mir die Musch, was der Fredy vorhatte.

Angegangen war es damit, daß der Fredy und der lange Heini und ein paar Buben nach dem Schulweg noch vor unserem Haus gestanden und sich über elektrische Eisenbahnen unterhalten hatten. Nicht über die echten, sondern über Modelleisenbahnen. Die Musch hat das nicht sehr interessiert, aber sie hatte grad nichts Besseres zu tun, als zuzuhören.

Der einzige, der wirklich eine große Anlage zu Hause hat, ist der lange Heini. Alle sagen langer Heini zu ihm, weil er so in die Höhe geschossen ist und fast nur aus langen Beinen und einem langen Hals besteht.

Eigentlich gehört aber die Eisenbahn gar nicht ihm, sondern seinem älteren Bruder, und der lange Heini darf nur damit spielen, wenn sein älterer Bruder dabei ist. Der hat aber schon eine Stellung als Mechaniker und kommt erst abends heim. Also, der Heini erzählte und erzählte von der Modellbahn seines Bruders, und die Buben wurden immer neugieriger drauf, sie zu sehen.

Da meinte der Heini, sie könnten ja seinen Bruder in der Werkstatt besuchen und fragen, ob sie alle abends kommen und mit der Eisenbahn spielen dürften. Die Buben waren begeistert. Vor allem der Fredy, dessen ganzer Traum so eine Eisenbahn ist.

Also liefen sie zu dem Bruder und fragten ihn. Der hatte tatsächlich Zeit. Das erfuhr die Musch dadurch, daß der Fredy heimgerannt kam und schon unter der Tür die Mutter mit der Frage überfiel: „Mutti, gell, ich darf heute abend zum Heini? Wir kriegen eine ganz pfundige Modelleisenbahn von seinem Bruder vorgeführt! Die anderen von der Klasse kommen auch!"

Die Gaby stand neben der Mutter und hielt deren Hand. Und bevor die Mutter etwas sagen konnte, rief sie dazwischen: „Mutti, die will ich auch sehn."

Fredy entgegnete herablassend: „Das ist zu spät für dich, und außerdem verstehst du nichts davon, dafür bist du zu klein."

Die Gaby zog eine Schnute.

Da sagte die Mutter: „Ich fürchte, Fredy, da kannst du auch nicht hin."

„Aber warum? Um acht Uhr ist's doch noch nicht so spät, und ich bin ganz bestimmt um neun Uhr wieder zu Haus."

„Jetzt komm erst mal richtig herein, dann erklär ich's dir." Die Mutter zog den Buben herein und erklärte im Gang weiter. „Vater und ich, wir sind heute zum Abendessen eingeladen."

Die Musch war in der Tür sitzengeblieben. Aber sie mußte die Ohren gar nicht sonderlich spitzen, um das weitere Gespräch zu hören.

Der Fredy hat eine laute Stimme und sagte: „Die Gaby kann doch auch mal allein bleiben –! Was ist da schon dabei!"

„Ich fürcht mich allein!" rief da die Gaby. „Der Fredy soll nicht weggehn!"

Da behauptete der Fredy schnell: „Du bist doch schon so groß, Gaby, schäm dich! Als ich so alt war wie du, da bin ich immer allein geblieben!"

„Ganz abgesehen davon, daß das nicht wahr ist, Fredy", schaltete sich die Mutter dazwischen, „ist es mir beruhigender zu wissen, daß du zu Haus bist, wenn wir weg sind."

„Ich hab's aber doch schon ausgemacht", maulte der Fredy, „und wenn ich wegen der Gaby absag, dann lachen die mich nur aus, ich sei eine Kinderschwester."

„Das ist egal, was die sagen. Du bleibst hier und bringst die Gaby um sieben Uhr ins Bett, und dann kannst du ja noch eine Stunde lesen."

Die Gaby bettelte hinterdrein: „Fredy, bleib da! Wenn du da bist, fürcht ich mich nicht."

Da wurde der Fredy wütend: „Wissen möcht ich, wovor du dich fürchtest! Du bist eine dumme Gans!"

„Fredy!" warnte die Mutter.

„Ach, wenn's doch wahr ist! Die kann doch ins Bett gehn, und ich komm dann um neun wieder heim. Was soll denn da passieren!"

Da fing die Gaby zu heulen an: „Ich bleib nicht allein! Die Inge hat gesagt, in Parterrewohnungen steigen Räuber ein. Und wir wohnen parterre!"



„Ach Schmarrn! Mutti, sag doch auch, daß das Schmarrn ist! Wir haben doch Rolläden vor dem Fenster, und überhaupt – was will denn ein Räuber schon bei uns! Du siehst ja Gespenster!"

Da heulte die Gaby nur noch mehr.

„Ich fürcht mich auch vor Gespenstern!" brüllte sie.

„Die gibt's doch gar nicht!" brüllte Fredy noch lauter.

„Ich will jetzt keine laute Streiterei. Du bleibst daheim und damit punktum", sagte die Mutter sehr energisch. „Schäm dich, Fredy, daß dir so wenig an deiner kleinen Schwester liegt!"

„Aber ich –"

„Du tust, was ich gesagt hab. Ich hätte ja keine ruhige Minute, wenn ich das Kind mit seiner Angst in der Wohnung allein wüßt. Du sagst dem Heini ab!"

Nun, man kann sich denken, wie enttäuscht und wütend der Fredy auf die Gaby war. Er ging zum langen Heini hinüber. Die Musch, für die das inzwischen spannend geworden war, hinterdrein.

Der Heini reagierte genauso, wie der Fredy es vorausgesehen hatte. „Deine Schwester ist doch kein Säugling mehr, daß sie eine Kinderfrau braucht!"

„Wenn sie doch Angst hat! – Ich sag dir, Heini, wünsch dir ja nie eine Schwester."

„So was ging mir grad noch ab! Aber eines wüßt ich sicher: Die Angst tät ich ihr abgewöhnen! Du kannst ja doch nicht dein ganzes Leben lang daheim bleiben, nur weil sich deine Schwester fürchtet!"

„Aber was soll ich denn machen? Mädel fürchten sich immer!"

„Die Schwester vom Otto, die fürchtet sich überhaupt nicht. Die hat Schneid – da staunst du bloß so!"

„Der Otto wohnt im dritten Stock. Aber wir wohnen parterre, und da meint sie, Räuber kämen rein."

„Und wenn du ihr zeigst, daß alles fest zugesperrt ist und daß niemand hereinkommen kann?! Dann braucht sie sich doch nimmer zu fürchten."

„Hab ich schon getan. Dann sagt sie, sie fürchtet sich vor Gespenstern."

„Ach geh, die gibt's doch nicht!"

„Bring du das der Gaby bei!"

„Und wenn du sie recht auslachst?"

„Das nützt nichts." Der Fredy war ganz niedergeschlagen.

„Du – ich weiß was!" Dem langen Heini war eine Idee gekommen. „Wir erscheinen bei ihr als Gespenster, und wenn sie sich recht fürchtet, dann tun wir die Verkleidung runter und lachen sie aus. Wetten, daß sie sich das merkt!"

„Und wenn sie das der Mutti erzählt, gibt's einen Riesenkrach."

„Achwo, das ist doch eine Erziehungsmaßnahme, die nur gesund ist. Dankbar wird dir deine Mutter dafür sein."

„Ich weiß nicht recht." Sehr geheuer war dem Fredy der Gedanke nicht.

Da sagte der lange Heini hochmütig: „Bitte, wie du meinst. Von mir aus kannst du dein Leben lang Kinderschwester spielen – mir kann's ja egal sein."

Das gab den Ausschlag.

„Wie wollen wir denn Gespenster spielen?" lenkte der Fredy ein.

„Ganz einfach: Du bringst die Gaby ins Bett. Und wenn's soweit ist, gibst du uns ein Zeichen, daß wir kommen können. Ich sag's den andern inzwischen. Kannst ja mit der Taschenlampe blinken. Und dann machst uns die Tür auf, und wir kommen ganz leise rein. Wir binden uns ein paar Leintücher um und stecken brennende Taschenlampen in den Mund – das sieht im Dunkeln gräuslich aus, sag ich dir – und dann machen wir ‚buuh' und rasseln mit einer Kette, und dann gehn wir zu ihr rein. Da machen die andern bestimmt mit, das gibt ein Gaudi, sag ich dir –"

Soweit erzählte die Musch. Ich muß sagen, daß ich über diese Geschichte einigermaßen entsetzt war. Das arme Kind kann durch solch eine Dummheit einen derartigen Schrecken bekommen, daß es zeitlebens stottert oder sonst irgendeinen Schaden davonträgt.

„Wann soll denn die Gespenstergeschichte stattfinden?“ fragte ich die Musch.

„Heute abend – miau. – Soll ich mich in den Hausgang setzen und die Buben ganz schrecklich kratzen?“

Ich riet davon ab. Wenn einer der Buben die Musch fing und festhielt, führten die andern ihren Streich trotzdem aus. Nein, da mußte was anderes geschehen. Etwas, das den Buben einen richtigen Denkzettel gab. Vielleicht konnte ich mit der Gaby gemeinsam was unternehmen? Ich schaute in den Hof hinaus. Richtig, da spielte sie ganz arglos. Ich beschloß also, mal meinen Papierkorb in die Abfalltonnen zu leeren und dabei ganz zufällig die Gaby zu treffen.

Die Gaby machte wieder ihren drolligen Knicks, als sie mich sah.

„Na, Gaby, wie geht's dir denn?“ fragte ich einleitend.

„Gut.“

„Ich hab gehört, daß du ein Angsthase bist. Stimmt das?“

Die Gaby wurde ganz rot. „Wenn die Mutti weggeht und der Fredy auch und... Aber die Mutti hat gesagt, der Fredy darf nicht weggehn.“

„Weißt du, daß er deswegen sehr zornig ist?“

„Wenn ich mich doch fürchte!“ Schon wieder zog sie ihre weinerliche Schnute.

„Jetzt gib mal acht. Zufällig weiß ich, daß der Fredy sich was ausgedacht hat, um dir das Fürchten abzugewöhnen. Und ich meine, wir zwei denken uns jetzt auch was aus. Aber du mußt schweigen können. Kannst du das?“

Die Gaby nickte und machte große Augen.

„Glaubst du an Gespenster?“

„Ich – ich weiß nicht.“

„Hör mal gut zu: Es gibt gar keine Gespenster, und drum gibt's auch gar nichts zu fürchten. Und der Fredy will dir zeigen, daß Gespenster ein Unsinn sind. Er will mit seinen Freunden bei dir heut abend Gespenster spielen, und wenn du dann recht erschrickst, will er dich auslachen. Läßt du dich gerne auslachen?“

„Nein, Herr Pfister, aber ...“

Die Gaby hörte nicht auf, große, ängstliche Augen zu machen. Doch ich fuhr fort: „Es ist viel besser, wenn du ihn auslachst, statt umgekehrt. Wenn die Buben in weißen Tüchern kommen und Gespenster spielen, dann stehst du auf und sagst ganz laut: ‚Wie seid ihr aber komisch! Meint ihr, daß ich mich vor einem solchen Unsinn fürchte?‘ Und dann stehen sie recht dumm da.“

Gaby schaute mich bestürzt an. Sie schluckte zweimal, dann sagte sie: „Wenn die aber reinkommen und mir was tun?“

„Was sollen dir denn die Buben tun? Nichts. Das erlaubt schon der Fredy nicht."

Gabys Stimme wurde weinerlich: „Doch, der erlaubt's. Und dann ... und dann ..." Die Tränen kamen ihr in die Augen. „Ich fürcht mich doch auch, wenn ich's weiß – ich fürcht mich auch immer beim Kasperltheater, auch wenn ich weiß, daß es bloß Puppen sind." Und jetzt heulte sie richtig.

Hm – was konnte ich denn da machen? Ich wollte doch so gern, daß die Burschen richtig hereinfielen! Ich streichelte die Gaby und sagte: „Und wenn ich mich vor dein Fenster stelle, so daß du mir nur zurufen brauchst – ich bin sicher da!"

„Und wenn Sie nicht dastehn?" Die Tränen kullerten nur so. Da fiel mir noch was Besseres ein.

„Gib acht – du gehst ins Bett, das heißt, du tust nur so. Dann ziehst du dich schnell an und steigst zum Fenster zu mir raus. Dann sind wir zu zweit. Und die Buben machen ihren ganzen Zauber umsonst vor deinem leeren Zimmer. Was meinst du? Und wenn sie dann rauskommen, lachen wir sie aus. Das gibt einen Mordsspaß!"

Die Tränen fingen an zu versiegen. Aus dem Bett herauszusteigen und mit mir den Fredy auszulachen, schien ihr schon lustiger.

„Spielen wir dann auch Gespenster?" fragte sie vorsichtig.

Ich nickte. Sie wischte sich energisch mit beiden Händen die letzten Tränen weg. „Ich möcht auch ein Gespenst sein!"

„Ja – du machst das allerschönste Gespenst. Ich hab sogar eine Larve für dich, noch vom Fasching. Die bindest du dir dann um und machst auch ‚buuuh'."

„Buuuuh", machte die Gaby und war nun ganz bei der Sache. Als ich wieder in meine Wohnung kam, erschrak ich bis ins Mark. Schaurige Töne drangen mir entgegen. Ganz hohes „hihihihi" und dann gräßliches Katzengeschrei und dann wieder schauriges Fauchen. Ich stürzte in mein Zimmer. Wer saß da mit gestrecktem Hals und brüllte vor sich hin? – Die Musch!

„Um Himmelswillen", schrie ich, „was ist denn passiert?!"

Todernst antwortete die Musch: „Sei still – ich übe Gespenst."

„Du willst ... ?"

„Ja – ich will!" Und schon wieder blähte sich ihr Hals zu den schrecklichsten Tönen. – –



Am Abend stand ich wie verabredet vor Gabys Fenster. Die Musch neben mir. Ganz vorsichtig öffnete sich das Fenster, und Gaby krabbelte heraus. Ich hob sie herunter, und wir drei versteckten uns hinter eine Sandkiste. Es dauerte nicht lange, da blinkerte Fredy mit der Taschenlaterne. Vom Haustor gegenüber lösten sich Bubengestalten und sprangen über die Straße.

Fredy ließ sie zur Haustür herein, die um diese Stunde schon zugesperrt war. Und – niemand hat's gesehen! – quetschte sich die Musch mit den Buben durch die Tür.

Der Fredy händigte den Buben weiße Tücher aus, ein paar Topfdeckel zum Scheppern und eine alte Eisenkette. Ganz leise verkleideten sie sich. Nur ab und zu hörte man ein Kichern, das aber gleich mit „bst!" unterdrückt wurde.

Taschenlampen hatten die Freunde mitgebracht. Es sah schaurig aus im Dunkeln, diese von innen beleuchteten, rot scheinenden Backen! Die Buben nahmen vorerst die Lampen noch heraus, das sollte erst später der Höhepunkt werden. Dann schlichen sie sich vor Gabys Tür. Im Dunkeln natürlich.

Plötzlich tat der Fredy einen nur mühsam unterdrückten Schrei: „Au – mich hat was gekratzt!!"

„Spinn doch nicht!" fuhr ihn der Heini zischelnd an. „Wer soll dich denn kratzen?"

„Doch – da läuft was!" flüsterte ein zweiter.

„Ihr fürchtet euch wohl vor euch selber – ihr seid saubere Gespenster!" höhnte leise der lange Heini. „Los – rasseln – und buuuh machen!"

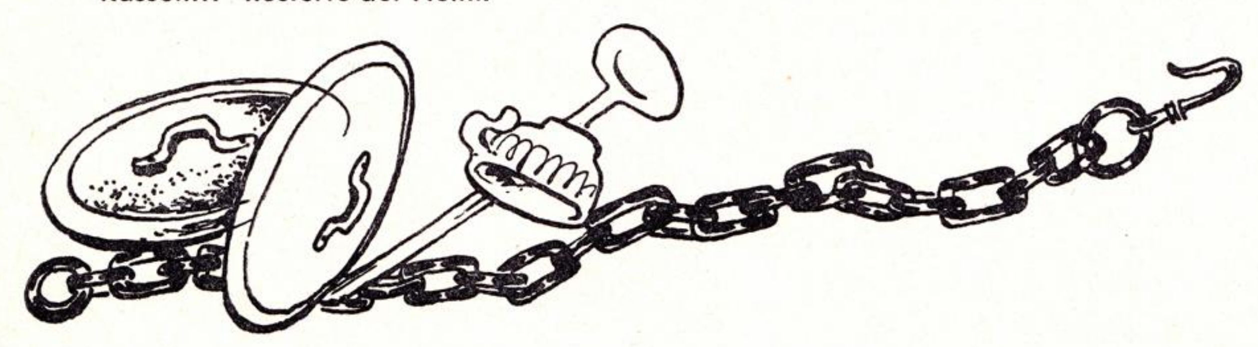
Ein dumpfes, langgezogenes „buuuh" kam aus vier Bubenkehlen. Die Kette rasselte an einem Topfdeckel entlang.

Da ließ die Musch aus der Küche ein langgezogenes „Hiiii-hiiii" ertönen. Die Buben erstarrten.

„Was war das?"

Sie standen und horchten. Ganz still war es.

„Los, machen wir weiter, das ist vielleicht von der Straße draußen gekommen. Rasseln!!" flüsterte der Heini.



Die Kette rasselte wieder über den Topfdeckel. Dann horchten die Buben wieder.

„Deine Schwester schläft ja ziemlich fest, sie rührt sich nicht", meinte der eine.

In dem Moment aber schepperte es in der Küche. Eine Tasse fiel zu Boden.

„Mensch –, ist bei dir jemand?" Diesmal war auch der Heini erschrocken.

„Unsinn, bei mir ist niemand", versicherte Fredy.

„Das war doch in eurer Küche!"



„Ich weiß auch nicht, vielleicht hat was dumm dagestanden und ist jetzt runtergefallen." Fredys Stimme fing an zu zittern. Wenn er nur Licht hätte machen können! Aber er wollte doch nicht den Spaß verderben und dann auch noch für seine Angst ausgelacht werden.

„Machen wir weiter!" sagte er deshalb, viel forscher als ihm zumute war.

Der Gaby war's draußen inzwischen etwas langweilig. Sie wollte doch auch Gespenster spielen! Was die da drin nur machten? Um ihre Ungeduld etwas zu bändigen, erlaubte ich ihr, jetzt auch recht laut „buuuh" zu schreien. Nun, das klang weniger wie ein Gespenst, sondern war ganz und gar Gaby. Ich dachte schon, daß die drinnen jetzt das Spiel durchschauen müßten, nachdem sie doch wohl deutlich Gabys Stimme von der Straße hörten. Aber die kamen gar nicht auf die Idee.

Fredy hörte zwar das „Buuuuh" und sagte auch: „Das hat jetzt geklungen, wie wenn es die Gaby gewesen wäre!"

Aber der lange Heini meinte gleich: „Das ist doch von der Straße gekommen, die Gaby kann doch nicht auf der Straße sein!"

Die Musch warf in der Küche einen Deckel auf den Boden. Die Buben standen wie erstarrt.

„Es ist doch jemand in der Wohnung!" schrie einer. Fredy konnte sich vor Schreck nicht rühren. „Vielleicht – vielleicht – ist es die Gaby", stotterte er.

„Dann los in ihr Zimmer! Dann sehen wir's schon, ob sie im Bett ist." Der Heini fing nun mit den Deckeln zu klappern und scheppern an, als wollte er alle Geräusche der Welt übertönen. Das brachte wieder Leben in die Buben. Sie stürzten in Gabys Zimmer.

„Wir sind die Gespenster, wir wollen die Gaby", rief der lange Heini mit einer Nikolausstimme. Aber im Bett rührte sich nichts.

„Gaby!" schrie da der Fredy, „Gaby!" Und als sich immer noch nichts rührte, stürzte er auf das Bett und tastete es ab.

„Die Gaby ist gar nicht da!" Er sprang zum Lichtschalter. Tatsächlich, das Bett war leer. Er rannte schnell durch die ganze Wohnung.

„Gaby! Gaby!" rief er dabei, und die Angst saß ihm hörbar in der Kehle.

Aber nirgends eine Gaby. Eine zertrümmerte Tasse lag auf dem Küchenboden, ein Deckel – das Fenster war sperrangelweit auf – sonst nichts.

Totenbleich kam er zurück. „Die Gaby ist weg!"

„Dann haben wir doch richtig gehört, da war jemand in der Wohnung", sagte einer schaudernd.

„Vielleicht hat der die Gaby gestohlen", flüsterte ein anderer.

„Der Schrei vorhin war vielleicht wirklich der letzte Schrei von deiner Schwester", meinte der dritte.

Jetzt fiel nochmals polternd ein Topfdeckel in der Küche herunter! Die Buben schrien auf: „Hilfe! Hilfe! Da ist jemand!"

„Gaby! Gaby! Meine Gaby!" rief der Fredy.

Zwei stürzten zur Tür und jammerten: „Wir wollen heim!"

Und nochmal kam es unheimlich aus der Küche „Hiiiii-hiiiii!"

Da rannten alle zur Tür, als stünde das Haus hinter ihnen in Flammen. Sie rissen die Tür auf und drängten und stolperten ins Freie, wachsbleich, schlotternd, mit angstgeweiteten Augen.



Ich sah sie herauskommen und trat ihnen in den Weg.

„Hoppla, was ist denn mit euch los?" fragte ich gemütlich.

Alle riefen durcheinander: „Herr Pfister, die Gaby ist gestohlen worden! In der Wohnung ist jemand! In der Wohnung geistert's!"

Da standen die Helden, noch in den Leintüchern! Sie sahen so komisch aus, daß ich hellauf lachen mußte.

„Seid ihr denn nicht selber lauter Geister?“

Aber der Fredy hatte jetzt keinen Sinn für Komik. Er weinte fast: „Meine Gaby ist weg, und ich hätt auf sie aufpassen sollen! Helfen Sie mir doch suchen!“

„Die Gaby ist weg?“ fragte ich scheinheilig und schaute vorsichtig zur Sandkiste, hinter der sie sich versteckt hielt. „Ich hab hier aber keine Gaby gesehn.“

Inzwischen hatte sich der lange Heini etwas gefaßt. Er machte einen Vorschlag: „Wir suchen die Gegend ab: Zwei von uns laufen die Straße nach dieser Richtung runter und zwei nach der anderen Seite. Und dann um den Block rum. In zehn Minuten treffen wir uns hier wieder, dann beraten wir weiter.“

Die Buben rannten einfach davon und ließen mich stehen. Hinter die Sandkiste zu schauen, darauf ist in der Eile keiner gekommen. Und so hatten wir zwei also zehn Minuten Zeit. Ich half der Gaby wieder zum Fenster rein und schärfte ihr ein, ganz erstaunt zu sein, wenn die Buben in zehn Minuten zu ihr kämen. Daß sie kämen, dafür wollte ich schon sorgen.

Es klappte alles wie am Schnürchen. In zehn Minuten kamen alle wieder atemlos angerannt. Natürlich hatten sie keine Spur entdecken können.

Der Fredy war ganz außer sich. „Nirgends haben wir die Gaby gefunden!“

„Vielleicht kann ich euch helfen“, sagte ich, „aber ihr müßt mir zuerst sagen, was los war.“

„Wir wollten die Gaby erschrecken“, rückte der Heini heraus.

„Wir wollten Geister spielen, und dann ist es plötzlich so komisch gewesen in der Wohnung. Ganz unheimlich hat jemand geschrien, und in der Küche ist's Geschirr heruntergefallen.“

„Ach so“, verspottete ich sie, „und da haben sich die Geister vor den Geistern gefürchtet?“

„Aber die Gaby war doch dann weg!“ schrie der Fredy.

„Hm“ – ich schaute sie mir alle der Reihe nach an –, „könnte es nicht sein, daß ihr vor lauter Angsthaserei gar nicht richtig ins Bett geschaut habt – vielleicht schläft die Gaby ganz brav? Vielleicht sollten wir nochmal nachschauen?“

„In die Wohnung geh ich überhaupt nimmer rein“, wehrte sich der lange Heini.

„Na, na – ein Held scheinst du mir nicht gerade zu sein. Ich denke, wir schauen zuerst nochmal genau nach, ob die Gaby nicht doch in der Wohnung ist.“

„Aber wenn ich doch genau gesehn hab, daß das Bett leer war!“ entgegnete der Fredy.

„Schaun wir mal – ich geh voraus!“ sagte ich und ging einfach auf das Haus zu. Die Buben folgten mir zögernd. Der Fredy sperrte auf.

„Wo schläft die Gaby?“ fragte ich.

Stumm deutete der Fredy auf die Tür. Ich öffnete die Tür und rief: „Gaby!“

Ganz ruhig antwortete die Gaby: „Ja, was ist denn?“

Ihr hättet den Fredy sehen sollen, wie der in Gabys Zimmer stürzte, als er seine Schwester reden hörte! Er umarmte sie. „Gaby, Gabilein!"

Die Buben standen etwas verstört unter der Tür.

„Pfeilgrad – die ist im Bett!" flüsterte der Heini, bis ins Mark erschüttert.

Da mußte die Gaby lachen. Sie platzte los: „Ihr seid aber komisch!"

„Wo warst du denn?" riefen die Buben durcheinander.

Die Gaby konnte vor Lachen kaum reden. „Ich?" fragte sie nur mal zwischendurch und fing gleich wieder zu lachen an. Da kam ich ihr zu Hilfe.

„Ich glaube", sagte ich, „daß euch die Gaby ein viel schöneres Gespenst vorgespielt hat, als ihr es alle miteinander fertiggebracht habt. Ihr seid aber Helden! Wollen der kleinen Gaby Angst machen und fürchten sich selber wie kleine Kinder!"

Der Fredy konnte sich nicht fassen. „Gaby – du hast Gespenst gespielt?"

„Ja – so: buuuhh", und sie machte ihr schönstes Gespensterbuuuuh.

„Mensch, der sind wir aber schön auf den Leim gegangen!" stöhnte der Heini.

Der Fredy war ganz kleinlaut. „Gaby – erzählst du das alles den Eltern?"

„Ich weiß nicht!" Die kleine Gaby legte etwas kokett ihr Köpfchen schief.

„Wenn du's nicht erzählst, dann – dann spiel ich mit dir morgen Kasperltheater."

„Ganz lang?"

„Ganz lang."

„Und – du spielst nie mehr Gespenster?"

„Nie mehr."

„Ehrenwort?"

„Ehrenwort."

Nun, da schien mir ja alles in bester Ordnung zu sein, da konnte ich ja gehen.

„Also – Wiederschaun!" sagte ich.

Da sprang die Musch aus der Küche heraus.

„Ja, Musch – wo kommst denn du her?" tat ich harmlos.

„Miau", machte die Musch bloß.

„Bist eine brave Musch – komm, ich glaub, wir können hier gehn!" Folgsam trottete sie neben mir her.

„Du Nachtgespenst du!" sagte ich ganz leise, als wir die Tür hinter uns geschlossen hatten.

Ihr dürft mir glauben, daß seit dieser Geschichte die Gaby eine ganz große Nummer bei den Buben hat. Sie sagt jetzt auch nichts mehr vom Fürchten. Es gefällt ihr nämlich, nicht mehr als Zimperliese zu gelten. Und die Musch, die war so übermütig über den schön gelungenen Geisterstreich, daß sie die tollsten Sprünge in meiner Wohnung aufführte und dazu immer wieder ihren Geisterschrei ausstieß. Den Geisterschrei allerdings mußte ich ihr bald wieder verbieten – sonst fange ich noch selber an, mich zu fürchten – und das wäre doch wirklich allerhand!

Ein Fahrradschlüssel verschwindet

Also, bei dieser Geschichte ist mir wirklich nichts anderes übriggeblieben, als die Musch zu bestrafen. Ich habe sie in die Besenkammer gesetzt, jawohl!

Natürlich – die Musch ist eine Katze und weiß nicht immer genau, was für einen Schaden sie mit so einer Katzenteufelei anrichten kann, aber Strafe mußte diesmal trotzdem sein. Ich mag nun mal Bosheit nicht leiden. Übrigens glaube ich, daß ihr auch meiner Meinung seid, wenn ihr die Geschichte gelesen habt.

Habe ich euch schon erzählt, daß ich ein Fahrrad habe? Kein besonders schönes, aber es tut seine Dienste, wenn ich an einem Sommertag Lust habe, ein wenig aus der Stadt hinauszuradeln.

Und dazu hatte ich eines Tages große Lust. Und weil ich besonders guter Laune war, schlug ich der Musch vor, sie dürfe hinten auf den Gepäcksattel sitzen.

Na, ich kann euch sagen, sie freute sich närrisch. Sie konnte es kaum erwarten.

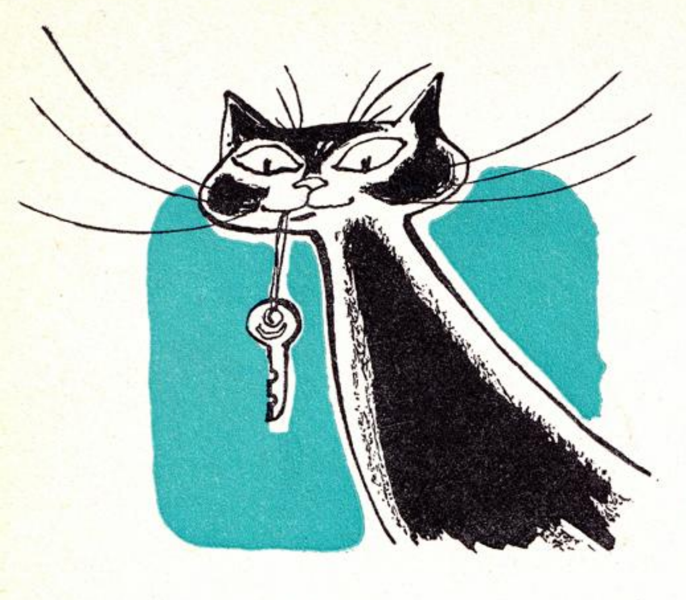
Aber gerade als wir aufbrechen wollten, läutete es.

Die Musch sagte gleich: „Mach nicht auf, Tonerl. Sonst kommt jemand, der dich aufhält, und dann wird's mit dem Radeln nichts!"

Sie schmeichelte mir richtig um die Beine. „Mach nicht auf, Tonerl, miau!"

„Geh, Musch", verwies ich sie, „wer sollte mich denn aufhalten? Vielleicht ist's der Geldbriefträger, und da wär's doch schade, wenn ich nicht aufmachen würd!"

Und damit ging ich zur Tür. Draußen standen der Maxl und der Peter.



„Na, was treibt denn euch zu mir?"

Der Maxl machte ein ganz verlegenes Gesicht.

„Wir möchten bloß was fragen, Herr Pfister."

„Und sie was bitten", ergänzte der Peter.

„Kommt nur rein, ich bin grad eben dabei wegzugehen –"

Die Buben stolperten herein.

„Also, was ist denn?" ermunterte ich die beiden.

Der Maxl holte tief Atem. „Herr Pfister, wir haben bis jetzt unsere Aufgaben gemacht, und wir haben soviel aufgehabt und ..." Er schaute hilfesuchend den Peter an.

Ich wunderte mich etwas, denn sonst ist der Maxl keineswegs so schüchtern.

Der Peter ergänzte: „... und da ist's jetzt so spät geworden, und wir müßten dringend irgendwohin." Der Peter sah auf den Maxl.

Der schluckte und sagte: „Wir – wir haben nämlich ein Klassenspiel, ein ganz wichtiges ..."

„Ja – gegen die B-Klasse!" half wieder der Peter.

„Gegen die B-Klasse", wiederholte der Maxl. „Und bis zum Fußballplatz sind's zwanzig Minuten zu Fuß, und mit dem Rad wären es nur fünf Minuten."

„Ihrem Rad passiert bestimmt nichts!" wurde der Peter jetzt deutlicher.

„Ach so!" verstand ich. „Ihr wollt euch mein Rad leihen. Ich will jedoch selbst gerade mit der Musch spazierenradeln.

„Mit der Musch?" Die Buben sahen sich an.

Dann fing der Maxl wieder an: „Könnten Sie nicht morgen auch mit der Musch fortradeln? Wir bräuchten das Rad so notwendig, meins hat ein Loch."

Ich mußte lachen, wie sie da so vor mir standen, der eine mit seinem blonden Schopf und der andere mit dem braunen. Beide hatten ganz rote Ohren.

„Ihr könnt ja doch nicht zu zweien auf einem Rad fahren, da werdet ihr ja bestraft", meinte ich dann.

„Ach wo, wir ..." Der Maxl wußte nicht weiter.

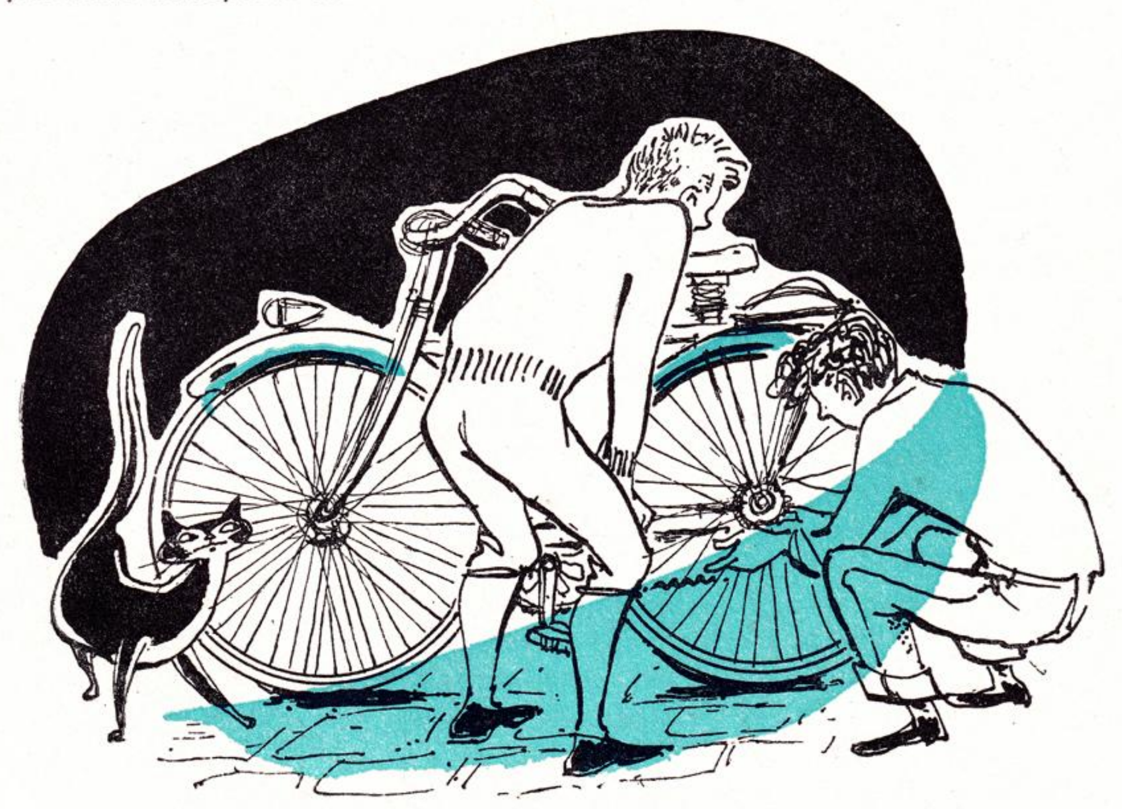
„Wir haben für mich ein anderes Radl", sagte darauf schnell der Peter.

„Bitt schön, Herr Pfister", bettelte der Maxl. „Sie haben mir's doch schon früher einmal geliehen und ..."

„Ja, weißt du, Maxl", zögerte ich, „ich seh das schon ein mit dem wichtigen Fußballspiel, aber ..."

In dem Augenblick fauchte die Musch und schoß auf den Peter los, und ehe wir überhaupt was dagegen tun konnten, versetzte sie ihm einen Kratzer, daß das Blut nur so über sein nacktes Knie lief. Der Peter schrie auf.

Da packte ich die Musch und schüttelte sie: „Was fällt dir eigentlich ein?!"
Sie fauchte und machte ihr böses Raubtiergesicht.
„Gut", sagte ich da kurzentschlossen, „ihr könnt das Rad haben. Hier ist der Radschlüssel. Es steht im Keller."
Ihr hättet die Musch sehen sollen! Wenn ich sie nicht beim Kragen gehabt hätte, sie wäre auch auf mich losgegangen.
„So kenn ich die Katz ja gar nicht", verwunderte sich der Maxl, während der Peter vorsichtshalber zwei Schritte zurückwich.
„Geht nur zu", forderte ich sie auf, „sonst kommt ihr trotz Fahrrad noch zu spät. Und was ich wegen des Schlüssels sagen muß: Das Radschloß schnappt von allein ins Schloß, wenn ihr's absperren wollt. Ihr braucht den Schlüssel nur zum Aufsperren."
Nun, die beiden kannten schon diese Art Schlösser, und froh, daß sie ihren Willen hatten, liefen sie davon.
Als sie draußen waren, hielt ich der Musch eine Standpauke.
„Das ist das letzte Mal, daß du hier in meiner Wohnung jemand kratzt! Ich gehe jetzt ohne dich spazieren!"



Die Musch hatte die Ohren noch immer ganz flach nach hinten gelegt.

„Ich hab gesagt, du sollst nicht die Tür aufmachen", fauchte sie.

„Und ich hab dich schon einmal bestraft, weil du hier jemand gekratzt hast. Erinnere dich an Ulrike und die Folgen! Aber diesmal geh ich und laß dich allein! Weiß nicht, wann ich nach Hause komme!"

Ich setzte meinen Hut auf.

„Miau, geh nur. Ich geh auch."

„Und wohin gehst du diesmal?"

„Weiß nicht. In den Keller. Fang Mäuse."

„Du, hör mal: Im Keller sind jetzt die Buben und holen das Rad. Wenn du die Beine von den Buben mit einer Maus verwechseln solltest, dann ..." Ich erhob meine Simme drohend.

Die Musch aber trottete zur Tür und sagte, ohne sich umzuschauen: „Ich sehe nur nach, ob die beiden das Radlschloß aufbringen, miau!" Und weg war sie.

Ich ging auch. Und ahnte nicht, zu was die Musch fähig ist. Ich ahnte aber auch nicht, daß mich die beiden Buben nach Strich und Faden angelogen hatten. Und sie freuten sich gerade diebisch darüber, als die Musch – noch einen ungeheuren Zorn im Bauch – in den Keller kam.

„Mensch, das hat ja prima geklappt!" sagte gerade der Peter. „Daß dir das mit dem Fußballspiel eingefallen ist, war großartig, Maxl!"

„Ich kann dem Pfister doch nicht sagen, daß wir ins Kino gehn wollen", antwortete der Maxl. „Wer weiß, ob der nicht dann meiner Mutter begegnet, und dann kommt's auf!"

„Was hast du denn daheim gesagt, wohin du gehst?" wollte der Peter wissen.

„Zu dir, zum Hausaufgabenmachen."

Da lachte der Peter schallend: „Und ich hab gesagt, daß ich zum Hausaufgabenmachen zu dir geh!"

Der Maxl probierte am Schloß herum.

„Es wär ja alles viel einfacher gewesen, wenn das blöde Kino nicht ausgerechnet am andern Ende der Stadt wär", meinte er.

„Aber der ‚Wilde Mustang' läuft nur da! – So, jetzt hab ich's Schloß auf. Los!"

„Wer radelt denn, und wer setzt sich hinten drauf?"

„Du setzt dich hinten drauf, aber erst, wenn wir um die Ecke sind. Wir haben doch gesagt, wir hätten noch ein zweites Radl!"

Das hörte die Musch und sprang mit einem Satz dazwischen. Weil's aber so dunkel im Keller war, sah der Peter nur einen Schatten und schrie auf: „Da ist was!! Da ist grad was Dunkles gelaufen!"

Der Maxl fuhr hoch. Dabei klirrte es leise.

„Da – Maxl – da!" rief der Peter.

Der Maxl sah genauer hin. „Das ist doch die Katz vom Pfister", sagte er. „Was du immer gleich hast!"

„Das ist aber ein scheußliches Vieh", rief der Peter, dem die Angst immer noch in der Stimme saß. „Was hat übrigens vorhin so geklirrt? Ist dir was runtergefallen?"

„Ach wo – vielleicht hat die Katz mit was gespielt. Siehst du was liegen?"

Der Peter bückte sich ganz tief, um bei der schlechten Beleuchtung besser den Boden absuchen zu können. Da sprang ihm die Musch wieder mit einem Satz vor die Füße. Diesmal erschrak er nicht so sehr wie vorher, aber er fürchtete doch diese dunkle Katze.

„Wird schon nichts gewesen sein", antwortete er deshalb rasch, „schnell – komm – los – gehn wir!" Die beiden verließen eilig den Keller.

Die Musch hatte mit ihren Katzenaugen sehr wohl gesehen, was da geklirrt hatte: der Fahrradschlüssel. Und ihr zweiter Satz vor Peters Füße galt nicht dem Peter, sondern dem Schlüssel. Sie wollte nicht, daß er ihn wiederfand, und setzte sich kurzerhand darauf.

Als die Buben weg waren, nahm sie den Schlüssel ins Maul und trug ihn in die Wohnung.

Die Buben fuhren vergnügt ins Kino. Dort angelangt, drückten sie das Fahrradschloß ordnungsgemäß zu, und weil man dazu ja keinen Schlüssel braucht, fiel ihnen auch nicht auf, daß er verschwunden war.

Es war schon dunkel, als sie aus dem Kino kamen, und höchste Zeit, heimzufahren. Sie mußten wie Rennfahrer loslegen, wollten sie vermeiden, daß ihr langes Ausbleiben zu Hause auffiel.

Aber als sie das Radschloß aufsperren wollten –: war der Schlüssel nicht da.

Der Maxl suchte in allen Taschen.

„Hab ich dir den Schlüssel gegeben?" fragte er dann den Peter.

„Nein, ich hab ihn überhaupt nicht gehabt!" antwortete der. „Du wirst ihn doch nicht verloren haben?"

Maxl drehte alle Taschen um. Nichts.

„Mensch, wo ist der Schlüssel!?" fragte er tonlos.

Peter lief nochmal ins Kino zurück, ob er er da vielleicht abgegeben worden sei. Vergeblich.

„Was machen wir jetzt?" Maxl war ganz ratlos.

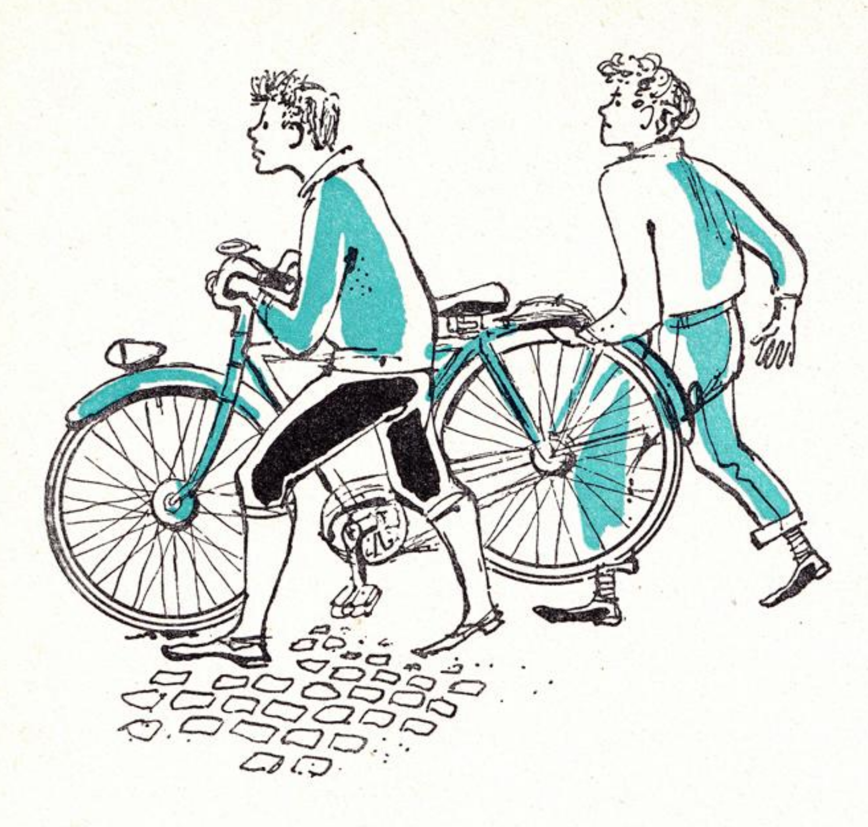
„Lassen wir das Rad stehn und fahren mit der Tram heim", schlug Peter vor.

„Wir haben ja gar nicht mehr soviel Geld!" Der Maxl hatte nur noch fünf Pfennige.

„Dann müssen wir eben schwarz fahren", meinte Peter.

Aber der Maxl fühlte sich doch mir gegenüber verantwortlich.

„Und das Radl und der Herr Pfister? Was meinst du, was der uns erzählt?! Nein, das geht nicht! Wir müssen das Radl wieder zurückgeben. Außerdem sind wir ja



ertappt, wenn wir sagen, daß das Radl noch vor dem Kino steht!"

Das leuchtete dem Peter ein.

„Aber wir müssen doch schnell heim!" rief er verzweifelt.

„Da bleibt uns nichts andres übrig, als das Rad heimzutragen."

„Da brauchen wir doch eine Stunde! – Und was sagen wir dann daheim?"

„Da fällt uns schon was ein. Los, Peter, nimm du's vorne bei der Lenkstange, und ich heb hinten das Rad hoch."

„Wenn uns jemand sieht, meint er, wir hätten das Radl gestohlen!" warnte der Peter.

„Laß sie meinen, was sie wollen – los im Schweinstrapp!"

Und so liefen sie los. Der Peter lenkte vorne, und der Maxl hielt das abgesperrte Hinterrad hoch. Nach einiger Zeit wechselten sie ab.

Es wäre alles ganz gut gegangen, wenn nicht ein Schutzmann dahergekommen wäre, der dieses seltsame Gespann verwunderlich fand. Das war doch ein abgesperrtes Rad, das diese Burschen im Schnellschritt transportierten!

„Hallo – ihr!" rief der Schutzmann. „Moment mal!"

„Saus!" flüsterte atemlos der Peter. Aber das Sausen half auch nichts mehr. Der Schutzmann vertrat ihnen den Weg.

„Was ist mit dem Rad los?!" fragte er streng.

„Wir haben den Schlüssel verloren", erklärte der Maxl.

„So – ihr habt den Schlüssel verloren?! – Wem von euch beiden gehört denn das Fahrrad?"

„Mir gehört's nicht", wich der Peter aus.

„Dir nicht? So. Dann also dir", wandte sich der Schutzmann an den Maxl. „Wie heißt du?"

„Max Schmittinger."

„Max Schmittinger." Der Polizist notierte sich den Namen.

„Wo wohnst du?"

„Herr Wachtmeister, wir haben das Rad bestimmt nicht gestohlen", beteuerte der Maxl.

„So", sagte der Schutzmann, „das werden wir gleich sehn. Dreh dich mal um!"

„Ja – warum? Ich hab . . ."

„Etwas schneller, wenn ich bitten darf!"

Der Maxl drehte sich mit dem Rücken zum Fahrrad.

„Und jetzt sagst du mir die Nummer von deinem Rad!"

„Die weiß ich nicht. Kein Mensch weiß die Nummer von seinem Fahrrad auswendig", protestierte der Maxl. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und seine Lippen zitterten.

„Gut, dann sag mir die Marke deines Fahrrads!"

O Himmel – so genau hat er sich mein Rad gar nicht angesehen!

„Die Marke? Von dem Rad? Die – die weiß ich auch nicht. Ich hab mir das Fahrrad nämlich entliehen, es gehört Herrn Pfister!"

„So!" meinte der Schutzmann und schnaubte durch die Nase. „Das wird ja immer spannender. Es gehört euch also allen beiden nicht. Sondern dem Herrn Pfister. Und diesen Herrn Pfister, den gibt's leider nicht."

„Doch, den gibt's!" beteuerten die Buben gleichzeitig. Der Maxl spürte, daß er rot wurde, und weil er das spürte, wurde er noch röter.

„Ganz bestimmt, der wohnt doch in unserem Haus", stotterte er. „Und – und wir müssen schnell heim!"

„Das tät euch so passen! Nichts da – der Sache will ich auf den Grund gehn!" Der Schutzmann steckte sein Notizbuch ein und griff nach dem Rad.

„Ihr kommt jetzt mit auf die Wache, und da wollen mir mal zuerst prüfen, ob es einen Herrn Pfister gibt!"

Da kam dem Peter eine Erleuchtung.

„Herr Wachtmeister, der Herr Pfister hat ein Telefon, den kann man anrufen!"

Der Schutzmann änderte seine grimmige Miene nicht.

„Verlaß dich drauf, daß ich dort anrufen werde! Aber von der Wache aus. Los jetzt."

Und so marschierten die drei zur Wache. – –

Mein Spaziergang dehnte sich länger aus, als ich dachte. Ich begegnete nämlich einem Bekannten, und wir setzten uns zu einer Tasse Kaffee zusammen.

Und so kam es, daß ich nicht zu Hause war, als das Telefon läutete. Doch – die Musch war daheim. Und weil es ihr recht langweilig war, schnupperte sie das klingelnde Ding an. Sie hatte mir ja schon oft zugesehen, wie ich telefonierte.

„Ob mit mir das Ding auch redet, wenn ich es runtertu?" überlegte sie.

Und schon hob sie ihre Pfote und versetzte dem Hörer einen Stoß. Zuerst wackelte er bloß, beim zweiten Stoß aber purzelte er herunter. Das Klingeln hörte auf.



Dafür tönte aus dem auf dem Schreibtisch liegenden Hörer: „Hallo! Hallo! Ist da jemand?"

Die Musch drehte ihre Ohren und sagte dann mit schiefgelegtem Kopf: „Ich bin da!"

„Hier Polizeirevier 54. Ist Herr Pfister da?"

„Miau – Pfister", antwortete die Musch.

„Ah – Frau Pfister!" rief der Polizist. „Gnädige Frau, ich möchte nur eine Erkundigung einholen: Hier auf dem Revier sind zwei Burschen, die behaupten, sie hätten sich das Fahrrad Ihres Mannes entliehen. Hat Ihr Gemahl ein Fahrrad?"

„Mein Mann ein Fahrrad?" maunzte die Musch.

„Es besteht nämlich der Verdacht, daß das Rad gestohlen ist. Das Rad ist abgesperrt, und die Burschen behaupten, sie hätten den Schlüssel verloren. Wenn Sie uns bestätigen, daß das Rad von Ihnen ist, lassen wir die beiden natürlich frei."

Da packte die Musch die Bosheit.

„Tut mir leid", entgegnete sie triumphierend, „das Rad ist nicht von Herrn Pfister – auch nicht von mir."

„Ich danke Ihnen", sagte der Schutzmann, „hab ich mir doch schon gedacht."

„Bitte", schnurrte die Musch freundlich.

Da tat es einen „Klack", und am anderen Ende wurde eingehängt. Die Musch horchte noch eine Zeitlang, dann schnupperte sie an dem Hörer, und dann rief sie nochmal „Hallo", aber nichts rührte sich mehr.

Die Musch schüttelte sich. „Komisch, miauauau!"

Sie gab dem Telefonhörer mit der Pfote einen Schubs und hüpfte dann äußerst vergnügt vom Schreibtisch.

Die Folgen dieses Gesprächs bekamen die beiden Buben gleich zu hören: „Hab ich mir's doch gleich gedacht, daß eure Angaben nicht stimmen. Jetzt raus mit der Sprache! Das Rad ist nicht von einem Herrn Pfister. Von wem ist es dann? Es ist besser, wenn ihr gleich zugebt, daß es gestohlen ist!"

Der Maxl war ganz verdattert.

„Ja – hat Ihnen denn der Herr Pfister nicht gesagt, daß . . ."

„Frau Pfister war am Apparat. Weder sie noch ihr Mann besitzen ein Rad!"

Da redeten beide Buben gleich auf einmal: „Der Herr Pfister hat doch gar keine Frau! Das kann gar nicht stimmen, Sie müssen verwählt haben!"

Jetzt wurde es dem Schutzmann aber wirklich zu bunt. Daß diese beiden Lauser sich auch nach der Lügerei noch die Frechheit herausnahmen und behaupteten, er hätte sich „verwählt".

Er brüllte: „Da hört aber jetzt doch alles auf! Hat man so was schon erlebt! Mir ins Gesicht hinein weiterlügen, ja, so was ist mir überhaupt noch nicht begegnet!!!"

Dem Peter kamen die Tränen.

„Aber der Herr Pfister hat wirklich keine Frau", schluchzte er. „Das Radl ist wirklich von ihm. Und wir müssen heim, meine Mutter . . ."

Der Schutzmann ging zornig auf und ab. „Die Mutter wird sich schon noch rechtzeitig über ihr Früchtchen von Sohn freuen, verlaß dich drauf!" schimpfte er.

Der Maxl nahm seine ganze Indianerenergie zusammen, um nicht zu weinen. „Bitte, lassen Sie uns heim, meine Mutter weiß nämlich gar nicht, daß wir . . ."

Aber der Schutzmann ließ ihn nicht zu Ende kommen. „Deine Mutter, scheint mir, weiß viel nicht!"

Der Peter schnupfte und ergänzte den Maxl: „Wir – wir sind ja bloß ins Kino gegangen, und das hätten wir nicht gedurft und – und . . ."

„Und dann habt ihr das Fahrrad geklaut!"

„Nein, bestimmt nicht, ganz bestimmt, glauben Sie's uns doch!" bettelten die beiden.

„Ich glaub nur, was mir bestätigt wird. Der Fall wird genau untersucht. Jetzt wird einmal alles aufgenommen, und ihr bleibt vorerst da!"

Jetzt war's beim Peter mit der Beherrschung ganz vorbei.

„Das blöde Kino, das blöde!" schluchzte er. „Ich wollt schon gleich nicht hin . . ."

Der Maxl kaute seine Unterlippe.

„Da gibt's was daheim!" sagte er. „Dabei war der Film auch noch solch ein Schmarrn."

Als ich heimkam, saß die Musch vergnügt auf ihrem Kissen, wackelte unternehmungslustig mit ihrem Schwanzspitzel – kurz, sie bot ein Bild von eitel Tugend und Freundlichkeit. Ich hätte auch nichts Böses vermutet, wenn da nicht der heruntergeworfene Telefonhörer gewesen wäre. Die Musch hat ihn zwar herunterwerfen können, aber nicht wieder hinaufheben.

Ich sehe also den Telefonhörer und frage: „Was ist denn mit dem Telefon los? Wer hat denn da den Hörer abgenommen?"

„Telefon hat sehr geklingelt. War ein schrecklicher Radau!"

„Und da hast du den Hörer . . . ?" Ich war wirklich platt.

„Aber Tonerl, das tust du doch auch! Mir war langweilig, weißt du!"

„Jetzt schlägt's aber dreizehn!" Ich setzte mich.

„Und wenn das Ding dann Hallo ruft, muß man doch was sagen, nicht wahr?"

„Musch, du hast doch nicht etwa . . . ?"

„Sieht ja niemand, wer redet, kann also auch niemand in Ohnmacht fallen, wenn's eine Katze ist. Hab zur Abwechslung mal mit jemand anderem geredet als mit dir. Hat mich für deine Frau gehalten, miau!"

„Das – das ist ja das Tollste, was ich seit langem gehört hab! Weißt du wenigstens, wer da angerufen hat!?"

„O – nur eine Polizei", antwortete die Musch so nebenbei wie nur möglich.

„Die Polizei?! Und warum? Ich werd auf der Stelle verrückt! Meine Katze telefoniert mit der Polizei!! Darf man fragen, was die Polizei von mir wissen wollte?"

Die Musch druckste etwas herum. Dann sagte sie sehr zögernd: „Wollte wissen, ob du ein Fahrrad hast."

„Ein Fahrrad? – Um Himmelswillen, ich hab dem Maxl das Fahrrad geliehen – wird doch nichts passiert sein?" Mir fuhr der Schreck ganz fürchterlich in die Knochen. „Sag, haben die was von einem Unfall gesagt? Und welche Polizeistelle war's denn? Ich geh gleich zur Mutter vom Maxl – oder was mach ich nur – Himmel, man sollte wirklich den Buben kein Rad leihn!"

Die Musch erhob sich würdevoll. „Reg dich nicht auf, Tonerl. Nichts ist passiert. Du bist angeschwindelt worden, die beiden sind nicht zum Fußballspielen, sondern ins Kino gefahren, und da haben sie den Radschlüssel verloren. – Hier ist er!"

Sie gab dem kleinen Schlüssel mit der Pfote einen Stoß, daß er vor meine Füße rutschte.

Ich schnappte nach Luft.

„Musch – hast du –", fing ich an.

Da läutete es. Draußen stand ein Polizist.

„Entschuldigen Sie, sind Sie der Herr Pfister?" fragte er.

„Ja, das bin ich, Herr Wachtmeister. Ist dem Maxl was passiert? Ich hab ihm das Fahrrad geliehen und höre eben, daß von der Polizei schon angerufen worden ist." Mir klopfte das Herz bis an den Hals.

„Wissen Sie die Nummer Ihres Fahrrads?" fragte der Polizist bloß.

„Ja – Moment mal, die hab ich mir notiert." Ich klopfte meine Taschen nach meinem Notizblock ab und fand ihn auch glücklich.

„Nummer 372729", sagte ich.

„Hm – das stimmt. Dann ist das Fahrrad also doch von Ihnen. Warum hat dann Ihre Frau gesagt, Sie hätten überhaupt kein Fahrrad?"

„Meine Frau?" fragte ich einigermaßen verblüfft. „Ich hab gar keine . . ."

„Jedenfalls die Dame, die am Telefon war", verbesserte sich der Polizist.

„Die Da – – äh – ach, die Dame? Das – das war meine Zugehfrau, jaja, meine Zugehfrau. Die hat vielleicht nicht ganz Bescheid gewußt", gackerte ich heraus.

„So!" Der Polizist musterte mich, als zweifelte er an meinem Verstand. „Hm – nun – dann tut's mir leid, daß wir die Burschen solang festgehalten haben. Wenn wir gleich die richtige Auskunft bekommen hätten, wär alles viel einfacher gewesen." Er war sichtlich enttäuscht, keinen Diebstahl aufdecken zu können.

„Ja – Sie müssen entschuldigen! Gottlob ist den Buben nichts passiert!"

„Nein, passiert ist nichts, sie haben den Radschlüssel verloren."

„Ich bin froh, daß es nichts Schlimmeres ist!"

Da beugte sich der Schutzmann ganz nahe zu mir her und sagte: „Ich geb ihnen einen guten Rat: Ein Fahrrad soll man nie verleihen. Namentlich nicht an Jugendliche. Man weiß nie, was da passiert!"

Ich nickte. „Da haben Sie recht, und vielen Dank, Herr Wachtmeister!"

Ihr könnt euch denken, daß ich zunächst ganz durcheinander war. Erst als ich langsam in mein Arbeitszimmer zurückging, wurde mir richtig klar, was da die Musch alles angestellt hatte. Ich ging also in mein Zimmer und auf das Kissen zu – aber die Musch war weg.

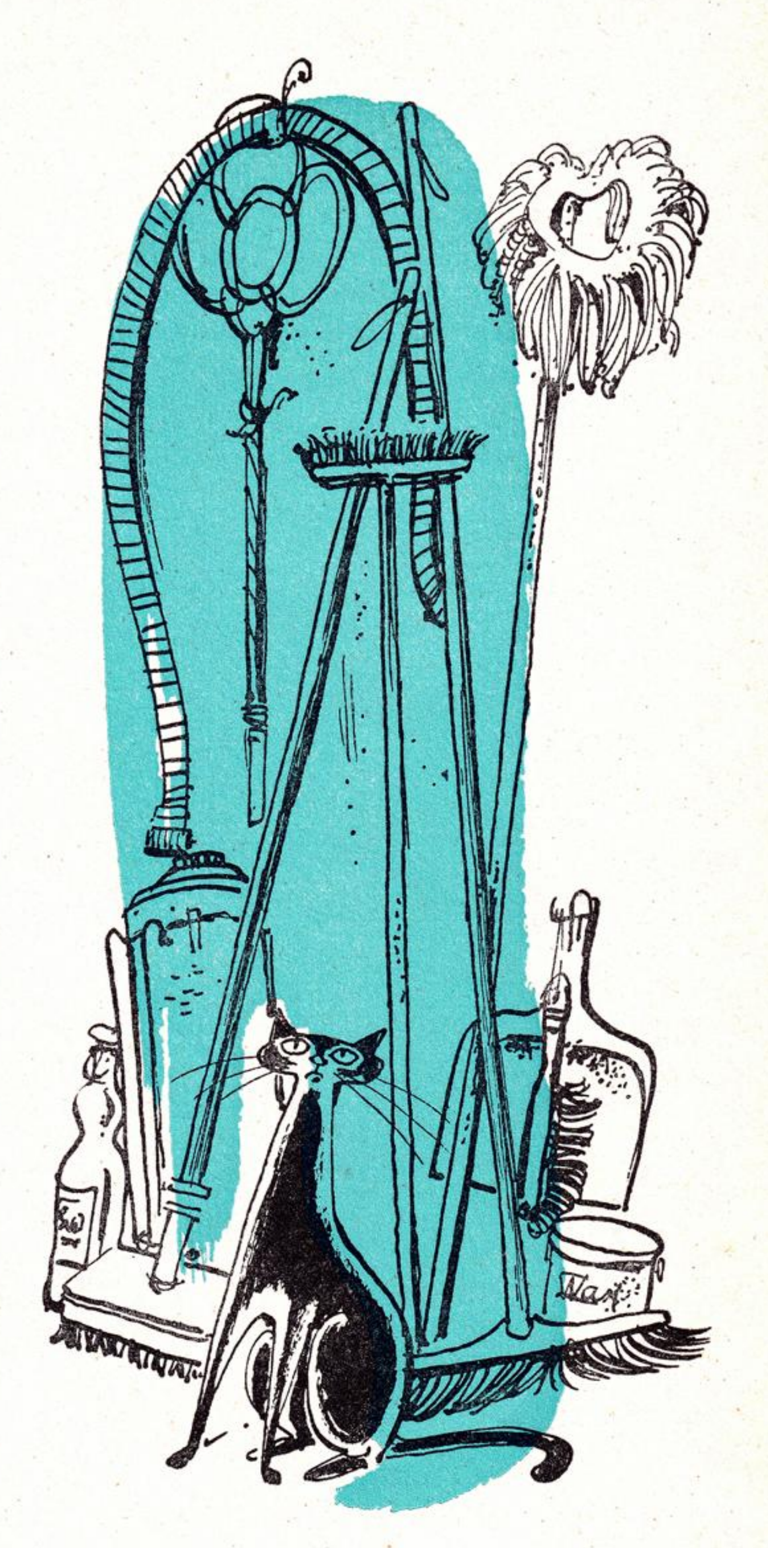
„Musch", rief ich, „Musch, komm sofort her!"

Nichts rührte sich.

„Wart nur, du Rabenvieh, dich erwisch ich schon!"

Ich kniete mich auf den Boden und spähte unter den Bücherschrank und unter die Couch. Da saß sie, in der hintersten Ecke unter der Couch!

„Wart nur, du kommst mir nicht davon!" sagte ich drohend.



„Miau, dein Arm ist aber nicht so lang, daß du mich erwischen kannst", fauchte die Musch frech aus ihrer Ecke.

Aber mein Arm war so lang! Zwar hat sie mir zwei Kratzer auf der Hand beigebracht, aber erwischt habe ich sie doch! Und dann sperrte ich sie – wie gesagt – in die Besenkammer. Das geschah ihr doch recht – was sagt ihr dazu?

Der Maxl und der Peter haben zu Hause auch noch ihren Krach bekommen. Ich glaube, so schnell radeln die beiden nicht mehr mit fremden Fahrrädern ins Kino.

Bei mir jedenfalls haben sie bis heute kein Rad mehr entliehen!



Musch wird Filmdiva

Das war mir gerade noch abgegangen! Eigentlich hatte ich immer gedacht, daß nur bestimmte Menschen so werden können:

„Man bringe mir mein Frühstück! Auf Silber, bitte! Wo bleibt eigentlich der Friseur solang – mein Haar bedarf dringend der Pflege –? Hach, ich bin ja so fein!"

Aber weit gefehlt – Katzen können das auch, jedenfalls dann, wenn sich das ereignet, was sich mit meiner Musch ereignet hat.

Aber verlaßt euch drauf, ich hab's ihr schon wieder abgewöhnt, Filmdiva hin, Filmdiva her. Sie war nämlich beim Film, und zwar genau einen und einen halben Tag lang. Wie es dazu gekommen ist? Nun, das will ich euch gleich erzählen.

Also, gegenüber war ein Bub eingezogen, der Sigi. Ein netter Kerl eigentlich, zehn Jahre alt und die Nase voller Sommersprossen. Aber angegeben hat er! Warum er das getan hat, weiß ich nicht, vielleicht nur, weil er neu hier in der Gegend war und den Buben Eindruck machen wollte.

Diese Buben also hatten beieinander gestanden – der Maxl, der Peter, der Fredy, der lange Heini und wie sie alle heißen – und hatten sich über einen Film unterhalten. Natürlich über den neuesten Film, in dem der Mario Gillietto die Hauptrolle spielte.

Ein Held vom Scheitel bis zur Sohle! Und boxen konnte der! Und das konnte er nicht nur auf der Leinwand, sondern auch in Wirklichkeit!

Klar, daß die Buben für diesen Italiener etwas übrig hatten.
Jeder der Buben hatte was anderes über den Gillietto zu berichten.
Den Trumpf aber spielte der Sigi aus.
„Mein Onkel kennt ihn persönlich. Schon von früher. Und wenn der Mario nach Deutschland kommt, dann besucht er immer meinen Onkel. Die haben sogar miteinander geboxt!"
Die Buben rissen Mund und Augen auf. Wie das schon klang, wenn man den berühmten Schauspieler nur bloß so beim Vornamen nannte! Mario! Der Maxl aber meinte mißtrauisch: „Geh zu, der Gillietto wird ausgerechnet mit deinem Onkel boxen!"
„Wenn ich dir's sag! Ich hab sogar schon mal zugeschaut. Aber natürlich haben die nur zum Spaß geboxt. Mein Onkel hat nicht so richtig hinhauen wollen – wenn so ein Filmschauspieler ein blaues Auge kriegt, dann kann er ja doch nimmer filmen!"
Diese genaue Schilderung machte auch den Maxl geneigt, sie zu glauben. Trotzdem fragte er nochmal: „Und du warst da selber dabei?"
Der Sigi warf sich in die Brust. „Klar! Ich weiß sogar, daß er fünf Katzen hat. Daheim in Italien natürlich!"
„Das weiß ich auch. Das hat ja neulich in der Zeitung gestanden", meinte der Peter.
„Die Zeitung!" entgegnete der Sigi darauf verächtlich. „So einer Zeitung könnt ich allerhand erzählen! Ich weiß viel mehr vom Mario als alle Zeitungen miteinander."
„Warum erzählst es ihnen dann nicht?" fragten der lange Heini und der Fredy.
Der Sigi zuckte die Schultern. „Weil mir das zu blöd ist!"
Die Buben schwiegen achtungsvoll.
„Wenn das wirklich so ist", fiel dem Maxl ein, „wenn du und dein Onkel den Gillietto wirklich kennen, dann könnt ihr doch auch Unterschriften von ihm haben?"
„Soviel ich will. Ich hab schon genug, mindestens zehn Stück", gab sich der Sigi großspurig.
„Zehn Stück!? Tauschen wir? Kriegst zwei andere für einen Gillietto."
Der Sigi steckte beide Hände in die Hosentaschen und sagte von oben herunter: „Nein – ich behalte sie lieber selber."
„Was willst denn dann dafür?" interessierte sich der Peter.
„Nix – ich geb sie nicht her."
„Wahrscheinlich hat er gar keine!" höhnte der lange Heini.
„Ich werd keine haben! Wenn ich mag, hab ich sogar noch zehn dazu! Da braucht der Gillietto nur das nächstemal hierher zu kommen und im Filmatelier draußen drehn. Da muß ich bloß hingehn und servus sagen, und dann hab ich sie schon."



Der Sigi dachte, daß diese Gillietto-Geschichte doch niemand nachprüfen würde. Wann sollte der Italiener schon in die Stadt kommen, um ausgerechnet hier zu filmen?

Am nächsten Tag spielten der Maxl und der Sigi im Hof, und zwar mit einer Schildkröte vom Maxl. Die Musch saß dabei und wunderte sich sehr über dieses komische Tier. Der Sigi war von der Schildkröte begeistert.

„Mensch, so eine Schildkröte möcht ich!" sagte er immer wieder.

Leider hatte er aber keinen Pfennig Taschengeld, und es war auch keines in Aussicht.

„Verkauf halt die Unterschriften von Gillietto", schlug der Maxl vor, „das Stück für zwanzig Pfennig. Zehn Stück hast – sind schon die zwei Mark beisammen, die so eine Schildkröte kostet. Ich kauf dir einen Gillietto ab."

Der Maxl angelte schon nach zwei Zehnerl in seiner Hosentasche.

„N–nein – das mag ich nicht. Unterschriften gegen Geld – ich glaub, das – das darf ich nicht!" redete sich der Sigi schnell heraus.

„Sei doch nicht blöd!" ereiferte sich da der Maxl. „Außerdem kriegst ja doch wieder Unterschriften, wenn der Gillietto zu deinem Onkel kommt – oder hast du nur Sprüch' gemacht?"

„Schau nur, wie die Katz an der Schildkröte schnuppert!" lenkte der Sigi ab.

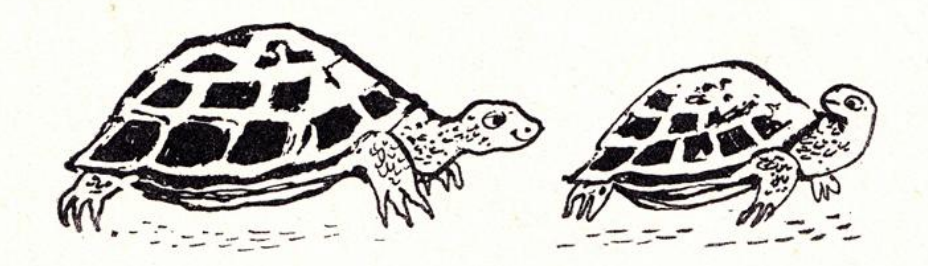
Und in diesem Augenblick kam der lange Heini gelaufen! Er schrie über den ganzen Hof: „Der Gillietto kommt! Der Gillietto kommt! Es steht in der Zeitung, daß er heute kommt, und um fünf Uhr ist ein Empfang für ihn, und morgen schon dreht er hier!"

„Mensch, Sigi, da verkauf doch die alten Unterschriften, und hol dir neue", meinte der Maxl. „Heini, kaufst du dem Sigi um 20 Pfennig einen Gillietto ab? Weil er sich eine Schildkröte kaufen will und kein Geld hat?"

„Freilich – zwanzig Pfennig hab ich dafür schon übrig! Los, bring eins von den Autogrammen her!"

„Nein – ich verkauf sie nicht!" Der Sigi wurde auf der Nase so rot, daß man die Sommersprossen schon gar nicht mehr sehen konnte.

„Weil du keine hast! Wahrscheinlich kennt er den Gillietto so wenig wie wir", sagte der Heini verächtlich.



„Freilich kenn ich ihn. Und sogar gut. Jeden Tag kann ich jetzt zu ihm, wenn ich will."

„Du willst nur nicht, das kennen wir schon", spottete der lange Heini.

„Du brauchst es ja nicht zu glauben!" knurrte Sigi beleidigt.

„Ich glaub's auch nicht, wenn ich die Unterschriften nicht seh."

„Was du glaubst, ist mir wurscht!" Damit drehte sich Sigi weg, hockte sich zur Musch auf den Boden und streichelte sie.

„Geh, Heini, warum sollte der Sigi lügen?" mischte sich da der Maxl ein. „Kann doch sein, daß er ihn kennt. Sag ehrlich – du kennst den Mario?"

„Freilich kenn ich ihn", beharrte der Sigi und kraulte die Musch unterm Kinn.

„Dann geh ins Filmatelier und besuch ihn. Wenn du mir dann zehn Autogramme bringst, kauf ich dir eine ganze Schildkröte." Der lange Heini zog seinen Geldbeutel hervor und klimperte höhnisch und verheißungsvoll damit.

„Ich brauch dein Geld nicht. Ich komm auch noch anders zu einer Schildkröte."

„Wenn das kein Rückzieher ist!" spottete der Heini wieder.

„Das ist kein Rückzieher!" Die Ohren vom Sigi wurden jetzt auch noch rot.

„Dann beweis es! Sonst glauben wir dir kein Wort mehr!" Der lange Heini warf seinen Geldbeutel in die Luft, daß das Geld klimperte.

„Gut – ich bring euch die zehn Autogramme!" sagte der Sigi angeberisch.

„Morgen?" fragte der Maxl

„Nein, übermorgen – ich – ich muß zuerst noch mit dem Mario drüber reden."

„Da bin ich aber gespannt!" meinte der Heini. Und weil die Musch grad gar so neugierig und mit gerecktem Hals den Sigi anschaute, fügte er noch hinzu: „Kannst ja dem Mario die Katz da als Geschenk mitbringen. Der sammelt doch Katzen!"

Nach diesem Gespräch kam die Musch zu mir.

„Du, Tonerl", fragte sie, „was ist denn ein Autogramm? Fährt das wie ein Auto?"

„Nein, Musch – ein Autogramm ist – nun ja, wenn ein berühmter Mensch seinen Namen auf was schreibt."

„Ist ein berühmter Mensch ein anderer Mensch als du?" wollte sie wissen.

„Anders ist er auch nicht –. Ihn kennen eben viele Menschen und mich nicht – das ist der einzige Unterschied."

„Und warum kennen ihn viele Menschen?"

„Weil man ihn zum Beispiel auf einer Leinwand sehen kann."

„Ist das was Besonderes? Ich möchte niemand auf einer Leinwand sehen, sondern immer auf dem Boden."

Sie rieb sich ihr Fell an einem Stuhlbein.

Sie ahnte nicht, wie nah sie daran war, selbst nicht mehr auf dem Boden, sondern auf der Leinwand zu stehen!

Ich glaube, dem Sigi war nicht sehr wohl bei seiner Sprüchmacherei. Aber wie es so ist: Ein Sprüchmacher hofft ja immer, daß die anderen vergessen, was er gesagt hat.

Aber da hat er nicht mit den Buben und ihrem Interesse an Mario Gillietto gerechnet. Sie fragten natürlich prompt am übernächsten Tag, was denn mit den Autogrammen sei.

„Bin noch nicht dazugekommen", antwortete da der Sigi wegwerfend und machte ein gelangweiltes Gesicht.

Einen Tag lang ließen sich das die Buben auch gefallen. Aber am nächsten fragten sie wieder. Und am übernächsten auch. Und sie fingen an zu spotten und zu sagen, daß sie ihm nie mehr was glauben würden.

Da wurde es doch ernst für den Sigi. Er konnte einfach nicht mehr anders.

Und darum faßte er den Entschluß, in das Filmatelier rauszufahren. Vielleicht konnte er diesen Mario erwischen?

Am Tor zum Filmatelier stand ein Portier. Der ließ keinen Blick vom Eingang. Der Sigi schlich herum und hoffte, er würde irgendwie an dem Portier vorbeikommen.

In einem unbewachten Augenblick – der Portier mußte ans Telefon – probierte er es. Fast war er schon durch, da rief der Portier: „Heda, Kleiner – wo willst du denn hin?"

„Ich?"

„Ja, du."

„Ich – ich will bloß zum Mario Gillietto."

„Bloß ist gut. Da kannst du nicht rein."

„Ich muß ihm aber dringend was sagen."

„So – was mußt ihm denn sagen?"

„Was ... was Privates." Der Sigi war über und über rot im Gesicht.

„Deine privaten Sachen kenn ich schon. Neugierig bist, und ein Autogramm willst, das ist alles. Da hast dich aber getäuscht!"

Der Sigi suchte krampfhaft nach einem triftigen Grund. Aber er brachte nur heraus: „Es ist – es ist – wegen ..."

„Unbefugten ist der Zutritt verboten!" schnitt ihm der Portier das Wort ab.

Der Sigi aber wollte nicht lockerlassen.

„Wann kommt denn der Herr Gillietto raus?" fragte er.

„Darauf kannst du nicht warten. Die Aufnahmen dauern bis in die späte Nacht."

Da kam dem Sigi eine Idee.

„Der Herr Gillietto hat doch viele Katzen?" fragte er.

„Das kann man wohl sagen. Er hat in seinem Auto sogar einen besonderen Polstersitz für seine Lieblingskatze einbauen lassen."

„Ich – ich bin da, weil ich eine Katze für ihn hab –. Er ist ganz scharf auf die Katze, und er hat mich deswegen herbestellt", log der Sigi drauf los.

Der Portier schaute sich den Buben genau an. Nun, der Gillietto war in diesem Punkt ein Narr.

„Dann mußt du morgen kommen, aber gleich in der Früh um neun Uhr vor den Aufnahmen."

Der Sigi erschrak. Um neun Uhr konnte er doch nicht, da hatte er Schule.

„Zu andrer Zeit geht's nicht?"

„Nein."

„Dann komm ich morgen früh um neun", sagte er kurz entschlossen.

„Und was ist mit der Katz, bringst die gleich mit? – Ich weiß nicht, ob der Gillietto sonst anhält. Wenn er eine Katz sieht, dann kann's schon sein. Oder hast du mich angeschwindelt?"

„Nein, nein, bestimmt nicht. Sie werden's schon sehn!"

Ich wußte von dieser Unterredung natürlich nichts, die erfuhr ich erst hinterher. Ja, wenn ich das gewußt hätte! Eingesperrt hätte ich meine Musch. Aber so nahm die Sache eben ihren Lauf.

Der Sigi ging also zum Maxl und sagte, daß er morgen höchstpersönlich zum Gillietto eingeladen sei. Allerdings um neun Uhr früh. Der Maxl möge doch in der Schule sagen, dem Sigi sei grad eben vor der Schule schlecht geworden und er käme später.

Und weil der Sigi das Aufschneiden nicht lassen konnte, fügte er noch hinzu: „Weißt du, der Mario hätt natürlich seine Aufnahmen meinetwegen unterbrochen, aber das wollt ich nicht."

„Hast mit ihm selber geredet?"

„Klar. Er hat mir erzählt, daß er für seine Katzen extra einen Polstersitz in sein Auto gebaut hat."

„Mensch – so was Verrücktes!"

„Glaubst jetzt, daß ich den Mario persönlich kenn?"

Der Maxl glaubte es.

„Sag dem langen Heini, er kann die Schildkröte schon herrichten", rief der Sigi noch großartig.

Am andern Morgen ist die Musch um acht Uhr schon im Hof herumspaziert. Was der Sigi getan hätte, wenn sich das nicht so günstig getroffen hätte, weiß ich nicht. Vielleicht wäre er zu mir gekommen und hätte sie einfach entliehen.

So aber brauchte er nur die Musch ein wenig zu streicheln und auf den Arm zu nehmen und fortzutragen.

Ich habe übrigens zufällig gesehen, wie er sie gestreichelt und weggetragen hat. Aber ich dachte nichts Böses dabei. Die Musch wird so oft von Kindern herumgetragen und gestreichelt, daß ich da gar keinen Verdacht schöpfte.



Der Sigi aber ist mit der Musch davongegangen und hat sie quer durch die Stadt zum Filmatelier geschleppt. Pünktlich, kurz vor neun Uhr, war er mit der Katze an Ort und Stelle.

Der Portier kannte ihn gleich wieder. Und da die Musch eine besonders schöne schwarze Katze ist, vergingen ihm alle Zweifel, daß der Gillietto wirklich diese Katze haben wollte.

Als der Gillietto kam, hielt der Portier auch tatsächlich den Wagen an.

Zunächst war der Italiener ärgerlich. „Oh – warum Sie mich halten auf?".

Der Portier zeigte auf die Katze. „Der Bub bringt Ihnen die Katze."

Als der Gillietto die Musch sah, sprang er gleich begeistert aus seinem Auto.

„Du verkaufen mir die Katze?" fragte er den Sigi.

Der war einigermaßen verdattert. „Nein – nicht verkaufen", stotterte er. „Ich bringe die Katze nur so, weil – weil . . ."

„Nur so? Du mir schenken? Oh, ich kann nicht annehmen. Ich gebe dir dafür – was soll ich geben?"

„Zehn Autogramme", antwortete der Sigi schnell.

„Zehn?" Der Gillietto schaute auf die Uhr.

„Nicht viel Zeit. Aber du kriegst. Katze sein wunder- wunderschön. Du kriegst." Er nahm Sigi die Katze ab und hob sie in die Höhe und schaute sie von allen Seiten an.

„Katze so kluges Gesicht. Schöner Katz. Ich liebe Katzen. Sind viel schöner als Menschen. Deine Katze besonders schön. Molto molto grazie!"

Gillietto machte Anstalten, mit der Musch in sein Auto zu steigen.

„Aber Herr Gillietto – ich – ich –"

„Ach so – Autogramme! Zehn. Du bekommst. Morgen früh sie liegen da. Jetzt so wenig Zeit. Und du bekommst auch noch schönes Geschenk von mir. Was du dir wünschst! Großes Auto zum Aufziehen? Oder großes Fußball?"

„Ich möchte die Autogramme."

„Morgen früh – Portier ist Zeuge. Laß deine Adresse bei Portier, damit ich dir Geschenk mache – ja? Wie heißen Katze?"

„Musch."

„Musch – keine schöne Name, bekommt neue. Und jetzt ich müssen fahren. Ich danken dir – molto molto grazie!"

Und weg war er mitsamt der Musch.

Der Sigi stand da mit dem dümmsten Gesicht der Welt.

Als der Portier das sah, sagte er: „Brauchst keine Angst zu haben, daß der Gillietto nicht hält, was er verspricht. Der ist in diesem Punkt sehr anständig. Mir hat er eine Flasche Chianti aus Italien versprochen, als er das letztemal hier war – vor drei Jahren – und prompt hat er mir sie diesmal mitgebracht. Kannst dich drauf verlassen, daß morgen früh die Autogramme da sind. Und jetzt sagst du mir deine Adresse, dann kriegst du bestimmt auch das Geschenk."

Der Sigi sagte seine Adresse.

Seine Freude, daß das alles so geklappt hatte, war recht getrübt. Da hatte er nun die Schule geschwänzt, eine fremde Katze verschenkt, mußte nochmal einen Tag Mißtrauen ertragen, weil er ja die Autogramme erst am nächsten Tag bekommen würde –: und alles nur, weil er angegeben hatte. Er beschloß jedenfalls, seinen Freunden eine spannende Geschichte aus dem Filmatelier zu erzählen.

Ich aber wunderte mich sehr, daß der Sigi, als er mir am Nachmittag begegnete, nicht grüßte, sondern auf den Boden schaute. Und ganz plötzlich im nächsten Hausgang verschwand.

Aber zunächst machte ich mir darüber weiter keine Gedanken. Erst als die Musch gegen Abend immer noch nicht nach Haus kam, wurde ich unruhig. Ich ging den Maxl fragen, ob er sie nicht gesehen habe.

Der Maxl stand mit dem Sigi auf der Straße. Als der Sigi mich kommen sah, rannte er einfach davon. Das fand ich reichlich komisch.

„Maxl, weißt du, wo die Musch ist?"

„Nein, ich hab sie nicht gesehn."

„Ich hab sie zuletzt gesehn, als der Sigi sie davongetragen hat. Ist die Musch beim Sigi?"

„Nein, der hat die Musch nicht. Ich war vorhin bei ihm."

„Sag mal, warum rennt der eigentlich vor mir davon? Da stimmt doch was nicht!"

„Der Sigi ist nur ein bißl verdreht. Stellen Sie sich vor, der ist jeden Tag beim Film draußen, und der Gillietto hat ihm einen Fußball oder ein großes Auto zum Aufziehen versprochen. Ist das nicht toll?"

„Hm – sehr toll –" antwortete ich und versuchte mir auf all das einen Reim zu machen.

Die Musch erschien weder abends noch nachts. Am nächsten Morgen paßte ich den Sigi vor dem Schulgang ab.

„Komm mal bitte her zu mir, Sigi!"

Der Sigi hatte einen hochroten Kopf.

„Was ist mit meiner Musch? Du hast sie zuletzt gehabt, und ich hab dich gesehn, als du sie weggetragen hast. Seitdem ist die Katze nicht mehr erschienen. Wo ist sie?"

„Ich – ich hab die Katze nicht." Aber er sah aus wie das leibhaftige schlechte Gewissen.

Ich packte ihn am Rockkragen.

„Wenn die Katz bis heute abend nicht da ist, dann kannst du was erleben!" drohte ich ihm zornig und finster.

Der Musch aber, um deretwillen ich mir solche Sorgen machte, ging es unterdessen – wie sie mir später erzählte – gar prächtig.

Kaum hatte sie der Gillietto ins Atelier gebracht, stürzte sich schon ein weiblicher Filmstar auf die Musch. Sie überhäufte die Katze mit Zärtlichkeit und mit Süßigkeiten.

Sie fand die Katze so wunderschön, daß sie sagte: „Mario – diese Katze sollte man mit in die Szene nehmen!"



Gillietto bremste die Begeisterung etwas, denn er kannte Katzen. Sie lassen sich bekanntlich nur schlecht dressieren und sind unberechenbar. Und bei Filmszenen hat das Unberechenbare nur wenig Platz.

Was tat die Musch? Sie bewies, daß sie sich sehr wohl dressieren läßt, wenn sie mag.

Sie folgte – da sie ja doch wirklich jedes Wort versteht – der Schauspielerin aufs Wort. Sagte diese „Komm her", kam sie her, sagte sie „Schön hinlegen", legte sich die Musch schön hin, kurzum, sie benahm sich sehr unkätzisch.

Und warum? Weil die Filmschauspielerin so fein roch, und weil die Musch unglaublich eitel ist und ihr die vielen, vielen Lobreden ungeheuer wohltaten.

Zu guter Letzt standen alle Menschen um die Musch herum und staunten, daß es eine Katze gibt, die aufs Wort folgt. Der Filmregisseur dachte, er sähe nicht recht, als die Katze bei der Bitte „Leg dich auf das Klavier" kurz und bündig auf das Klavier sprang und sich blinzelnd hinlegte.

Der Musch machte das natürlich einen diebischen Spaß.

Man brachte ihr die feinsten Seidenkissen, die aufzutreiben waren, der Regieassistent mußte mit dem Wagen fortfahren, um eine extra zarte Kalbsleber zu kaufen – kurz, die ganze Filmwelt drehte sich um die Musch.

Und tatsächlich erfanden sie schnell eine Szene, wo die Musch mitspielen durfte. Sie mußte darin auf einem feinen Kissen liegen, und wenn die Hauptdarstellerin ins Zimmer kam, mußte sich die Musch ihr zu Füßen legen.

Es klappte alles großartig.

Der Sigi aber schrieb in der Schule die schlechteste Rechenaufgabe. Es war ihm doch sehr unheimlich, daß er die Musch verschenkt hatte. Und überhaupt – wenn er nur die ganze Aufschneiderei hätte wieder rückgängig machen können!

Nach der Schule ist er gleich wieder raus zum Filmatelier gelaufen. Beim Portier lagen tatsächlich die zehn Autogramme.

Der Sigi nahm sie und druckste ein bißl herum und sagte dann: „Aber ich muß die Katz wiederhaben!"

„Aber die hast ihm doch geschenkt?" wunderte sich der Portier.

„Ich muß die Katz wiederhaben, sonst passiert was Furchtbares!"

Der Portier erschrak. „Um Himmelswillen, was ist denn damit los?"

„Die Katz hat nicht mir gehört. Das war alles nur ein Mißverständnis. Ich muß die Katze unbedingt wiederhaben – die gehört dem Herrn Pfister."

„Hast sie gestohlen?"

Der Sigi nickte.

Da schimpfte der Portier fürchterlich. Schließlich hatte er doch deswegen den Wagen angehalten, und wenn es jetzt Unannehmlichkeiten gab ...

Aber was blieb ihm anders übrig, als die Geschichte dem Gillietto nach der Aufnahme zu melden, so unangenehm das war. Was dann mit der Katze geschah, wußte der Himmel.

Es mag ungefähr abends um sechs Uhr gewesen sein. Alle Buben der Nachbarschaft standen um den Sigi herum. Es ging recht laut zu. Der Heini kassierte zum Neid aller anderen die zehn Autogramme und versprach, gleich morgen die Schildkröte zu kaufen.

Der Sigi aber konnte es trotz seines schlechten Gewissens nicht lassen, weiter zu prahlen.

„Auf meinen Freund Mario kann man sich verlassen, sag ich euch. Wenn der was sagt, dann hält er's auch. Dem Portier hat er vor drei Jahren eine Flasche Chianti versprochen und hat's nicht vergessen und sie ihm jetzt mitgebracht. Und wenn ich will, hat er gesagt, dann kann ich auch mal zum Film gehn."

Alle Buben staunten den Sigi an. In diesem Augenblick bog ein großes blaues Auto um die Ecke. Es fuhr langsam auf die Ansammlung Buben zu.

„Mensch, das ist ja der Gillietto!" schrien die Buben durcheinander.

Der Schauspieler kurbelte sein Wagenfenster herunter.

„Könnt ihr sagen, wo wohnen Siegfried Sulzbacher?"

Die Buben schoben den Sigi, der am liebsten davongelaufen wäre, vor. Der war feuerrot im Gesicht.

Als der Gillietto den Sigi – das heißt den Siegfried Sulzbacher – sah, stieg er aus. Vorher aber griff er noch hinter sich und holte die Musch aus dem Wagen. So ging er auf den Sigi zu.

„Du sein der Bursch? Ich dich noch erkennen! Du Spitzbube! Portier mir erzählt, du Katze gestohlen hast. Da hast du sie. Trage sie schnell, wo du sie hast geholt. Sonst ich dir reiße Ohren aus! Fast ich hätte schon Fußball gekauft! Was hast du mit Autogramme gemacht?!?"

„Ich – ich hab sie dem Heini gegeben ... Wollen Sie die wieder haben? Heini – bitte – gib sie wieder her."

Die Buben sahen sich an. Der Heini holte die Autogramme heraus.

„Du kannst sie behalten", sagte der Schauspieler. „Aber der Bursche", er deutete auf Sigi, „bekommt keines. Er lügt. Gib Katze sofort zurück. Wem gehört sie?"

Jetzt erst schauten die Buben die Katze genauer an.

„Das ist ja die Katz vom Pfister!" schrien sie.

Gillietto setzte die Musch auf Sigis Arm.

„Mensch, die Katz vom Pfister!" flüsterte der Maxl nochmal.

Da drängte sich der Heini vor. „Sind Sie nicht mit dem Sigi befreundet?"

„Nein – solche Freunde ich nicht haben. Ich Sigi überhaupt nicht kennen."

Damit drehte er sich um und stieg wieder in seinen Wagen. Er gab Gas und fuhr vor den starrenden Buben davon.

Die erholten sich erst langsam.

„Was, du hast uns angelogen, du kennst ihn überhaupt nicht! Du Angeber, du!"

Aber der Sigi war mit der Katze schon davongesaust. Nur noch von weitem hörte er die Buben im Chor rufen: „Du Angeber! Du Angeber!"

Ja, und dann hat er bei mir geläutet und die Musch gebracht. Ganz betreten sah er aus und war dem Heulen sehr nah. Und dann hat er mir die ganze Geschichte erzählt.

Nun, er war arg blamiert. Er hat mir fast ein wenig leid getan. Ich habe ihn nicht mehr sehr ausgeschimpft, weil ich glaube, er hat seine Strafe weg. Keiner der Buben wird ihm in der nächsten Zeit wieder was glauben.

Und ob ihm daraufhin der Heini noch die Schildkröte gekauft hat – ich glaub's nicht. Der Sigi wird von sich aus kaum mehr die Rede darauf gebracht haben.

Als er wieder gegangen war, mußte ich mich zuerst um die Musch kümmern. Aber was sah ich – ich traute meinen Augen nicht . . .

Sie saß auf meinem schönsten Kissen und sagte: „Anton – ich bin die schönste Katze, die es gibt."

„Nun ja – es geht", entgegnete ich.

„Und außerdem ist mir jetzt ganz nach Torte. Schick doch bitte mal so einen Boy um eine Torte für mich."

„Musch – was hast du – bist du krank?"

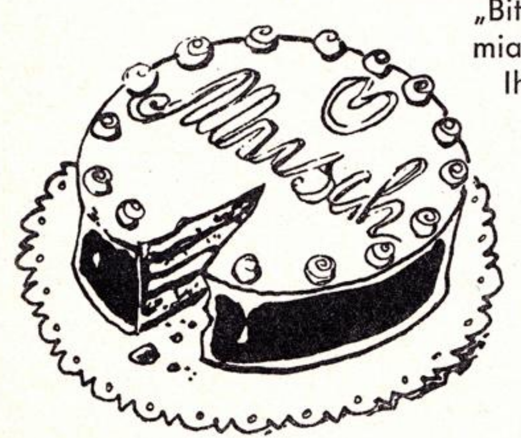
„Ich bin berühmt. Auf einer Leinwand. Willst du ein Autogramm von mir?"

Ich setzte mich. „Ich werde verrückt!" murmelte ich.

„Bitte schön, werde es. Aber vorher noch ein Stück Torte, miau."

Ihr werdet lachen – ich habe eine Torte geholt! Ein dickes großes Stück Buttercremetorte. Und darauf wurde es ihr so schlecht, daß sie wieder alle Starallüren vergaß.

Dem Himmel sei Dank, kann ich da bloß sagen!





Wir erneuern einen alten Schwur

Der Fasching ist eine närrische Zeit. Da verkleiden sich die Leute und tanzen als Spanier, Marsmenschen, Prinzessinnen und Hexen herum, und wenn man sie fragt, warum, wissen sie keine andere Antwort als: „Weil eben Fasching ist!"

Also, ich dachte, von so was ließe ich mich nicht anstecken. Schließlich habe ich ja viel Arbeit und keine Zeit – dachte ich. Bis das Telefon klingelte. Irene sprach am andern Ende.

„Anton, wir haben einen Überfall auf dich vor", sagte sie.

„So? Und – wer ist ‚wir'?"

„Wir, das sind liebe Freunde von mir, ein paar Kollegen und so –, aber der Beruf spielt ja im Fasching keine Rolle."

„Ich versteh immer ‚Fasching'?"

„Du verstehst richtig. Wir wollen dich zu unserem Faschingsfest einladen!"

Da hatte ich es! Ich versuchte es mit Ausreden.

„Ach – weißt du, Irene, ich bin gar kein guter Faschingsgänger ... Ich hab soviel Arbeit und ..."

„Papperlapapp! Arbeit haben wir alle. Du kannst dich leicht mal freimachen!"

„Aber ich –"

„Sei kein Spielverderber, das ist feig."

„Aber ich weiß ja gar nicht, als was ich kommen soll, ich hab keine Maske!"

„Das ist doch egal! Komm von mir aus als Trapezkünstler oder als Bauchredner. Du bist auch komisch, wenn du dich überhaupt nicht verkleidest!"

„Danke."

„Bitte. Also – wir erwarten dich und freuen uns riesig. Wiederschaun, Anton." Und schon hatte sie eingehängt.

Ich stand ein bißl belämmert da mit dem Hörer in der Hand.

„Dieser Irene fällt auch nichts Gescheites ein", murmelte ich vor mich hin.

Das hörte die Musch, die mit aufmerksam gespitzten Ohren die ganze Zeit neben mir gesessen hatte.

Sie fragte: „Was ist denn der Irene eingefallen, miau?"

„Daß ich auf ein Faschingsfest gehen soll", brummte ich.

„Und das ist nichts Gescheites?"

„Nein", grantelte ich weiter, „da soll ich rumhüpfen und Augen verdrehn und irgend was Dämliches anziehn ... Ich hab dazu keine Lust! Tanzen kann ich auch nicht, namentlich nicht das verrückte Zeug."

„Ist die Irene eine nettere Dame als die Ulrike?"

„Och – es geht. – Sie ist mittelnett."

Die Musch setzte sich zurecht, wie sie es immer tut, wenn sie nachdenkt: die Vorderpfoten unter ihre Brust geringelt und das Schwanzspitzel säuberlich neben sich gelegt.

Nach einiger Zeit sagte sie: „Miau, Tonerl – ich möcht dich einmal hüpfen und Augen verdrehn sehn."

„Wenn da wenigstens nette Leute wären! Aber ich weiß schon, was das für Leute sind!"

„Was für Leute sind es denn?"

„Lauter Menschen, die gern möchten und nicht können, und das Ganze ist ein schauriges Getue!"

„Und die hüpfen alle?"

„Nicht nur das! Sie verkleiden sich auch noch und finden das entsetzlich komisch."

„Was ist das: verkleiden, Tonerl?"

„Wenn ich mir ein Bettuch umhänge und behaupte, ich sei ein Grieche – das ist verkleiden!"

„Und alle Leute hängen sich Bettücher um und sind Griechen?"

„Nein – die Damen gehn als Hexen und Katzen und was weiß ich."

Die Musch blinzelte sehr vergnügt. „Miau – das möcht ich sehn!"

Sie war gar nicht so knurrig wie ich über den Fasching.

„Können da Katzen nicht hingehn?"

„Nur wenn sie sich als Damen verkleiden."

„Miau – schade, kann ich nicht. Wär aber gern hingegangen."

„Dann geh halt!" Ich sagte das nur so hin. Plötzlich kam mir eine Idee. „Du Musch – das wär überhaupt gar nicht so übel –: Du gehst mit! Wir machen der Faschingsgesellschaft die Hölle heiß!"

„Heiß?"

„Gib acht: Die Irene hat im Spaß gesagt, ich soll als Bauchredner gehn!!"

Und dann entwickelte ich meinen Plan. Ich wollte mich als eine Art Hexerich anziehen mit Bart und Pappnase, und die Musch sollte sich auf meine Schulter setzen. Ich würde gleich verkünden, ich sei ein Bauchredner. Und dann sollte die Musch sozusagen meine zweite Stimme machen.

Die Musch war ganz bei der Sache.

„Ich verstehe, miau, miau!" sagte sie und machte einen begeisterten Satz direkt von der Couch auf meinen Schreibtisch. „Ich gehe als Bauchstimme auf den Fasching!"

Ich mußte über den Tanz, den sie dazu aufführte, lachen. Meine schlechte Faschingslaune war vorüber.

„Und wenn wir alle durcheinandergebracht haben mit unserer Rederei", überlegte ich, „dann ziehen wir ab. Das wird komisch!"

Ich greife mir jetzt noch an den Kopf, wie ich das für eine gute Idee halten konnte!

Also – ich rief Irene an und sagte ihr zu.

Und dann kam der Abend. Wir maskierten uns. Musch ließ sich sogar eine Papiermütze aufsetzen, obwohl sie so was verabscheut!

Und dann zogen wir los. Musch hielt sich eisern auf meinen Schultern. Ich sah einigermaßen zum Fürchten aus: Ich hatte mir einen Sack umgebunden und einen dicken Stock in der Hand, die Haare ließ ich mir ins Gesicht hängen, und meine Nase hatte ich mit Hilfe einer Pappnase um das Fünffache vergrößert.

Als wir zu Irenes Wohnung kamen, hörten wir von fern schon Musik und Stimmen.

Irene sah uns kommen und begrüßte uns.

„Menschenskinder, ihr seht ja toll aus – wer seid ihr denn? Herzlich willlkommen!" Und sie rief den andern Gästen zu: „Kinder, schaut nur, wer da kommt! Kennt ihr die?"

Eine junge Dame, die wohl eine Art Schlange darstellen sollte, kam heran. „Das ist ein Hexerich, Irene, ganz deutlich ein Hexerich!"

„Und die Katze – schau nur die Katze!" kicherte Irene. „Ist die echt?"

Da sprach die Musch zum erstenmal. „Klar ist die echt", sagte sie.

Irene meinte, Lotte, die Schlange, hätte geredet.

„Du siehst auch alles, Lotte", bemerkte sie zu ihr. „Die Katze ist wirklich echt."

„Ich hab keinen Ton gesagt!" wunderte sich die Lotte.

„Aber du hast doch gerade gesagt: Die ist echt!"

„Nein, ich habe nichts gesagt! Aber natürlich ist sie echt. Und wer ist der Herr unter der Pappnase?" Sie griff nach meiner Nase.

„Nicht dran ziehen!" warnte ich. „Meine gute Nase! Ich verhexe euch sonst alle!"

„Jetzt hab ich dich an der Stimme erkannt. Der Anton ist's!" verkündete Irene. „Und das ist deine Katze?"

„Was denn sonst?" maunzte die Musch.

Irene schaute die Lotte an und schüttelte verwundert den Kopf.

„Und wie heißt die Katze?" fragte sie weiter.

„Musch", antwortete die Musch.

Irene warf der Lotte einen erstaunten Blick zu.

„Du weißt ja recht gut Bescheid, Lotte. Seit wann bist du mit Anton so befreundet, daß du sogar den Namen seiner Katze kennst?"

„Red doch keinen Unsinn, Irene! Ich wußte nicht, wie die Katze heißt."

„Du hast es doch eben gesagt –: Musch!"

„Nichts hab ich gesagt!"

Das ging ja schon gut an. Die Irene verdächtigte immer, wenn die Musch redete, die Lotte.

„Du hast doch gesagt . . ."

Die Musch unterbrach klingend hell: „Du hast recht, Tonerl, der Irene fällt nichts Gescheites ein!"

Irene fing an, auf Lotte böse zu werden.

„Ich finde deine Bemerkungen überflüssig", bemerkte sie hoheitsvoll.

Da schien es mir Zeit, einzugreifen. Ich lachte also etwas künstlich und sagte: „Merkt ihr denn nicht, daß ich ein Bauchredner bin?! Ihr braucht euch gar nicht in die Haare zu kommen, wenn ich bauchrede!"

Beide sahen mich bestürzt an.

„Aber das gibt's doch nicht! Seit wann kannst du das? Das konntest du doch noch nie!" rief die Irene.

„Ich hab's eben gelernt! – Aber jetzt möcht ich endlich nicht mehr hier stehen, sondern reingehn."

„Zum Hüpfen und Augenverdrehn, nicht wahr?" flötete die Musch.

Die Irene schaute verwirrt auf meinen Mund.

„War das wieder bauchgeredet? Du wirst unheimlich, Anton! Oder hast du jemand hier versteckt?"

„Nein – niemand ist versteckt. Wo auch?"

Da stürzte Irene zu den tanzenden Paaren und schrie über die Musik hinweg: „Kinder, Kinder, ein Bauchredner!!"

Alle starrten mich an. Und durcheinander riefen die Leute: „Ein was? Her mit ihm! Soll eine Rede halten!"

Die Musch aber übertönte alle mit hoher Stimme: „Sind das die Leute, die wollen und nicht können?"



Mir wurde etwas mulmig. Hätte ich doch nicht so freimütig über den Fasching gemurrt!

Die Leute hatten natürlich die Bemerkung gehört.

„Hö – soll das ein Witz sein?" riefen sie. Und: „Welche der Damen hat sich denn das ausgedacht? Wo ist denn die Rednerin versteckt?"

Die Irene aber erklärte: „Nein, der redet echt mit dem Bauch!"

„Das machst du uns doch nicht weis, Irene!"

„Doch! Anton, rede mal mit deiner natürlichen Stimme und dann ..."

„Ist das, was die machen, schauriges Getue?" fragte die Musch.

Ich schwitzte bereits. „Tu-tu-tu", trompetete ich albern, um die Frage der Musch zu vertuschen. „Aber – ich glaube, wir tanzen jetzt. Irene, wie wär's? Komm, los!"

Und tanzend versuchte ich der heiklen Lage zu entkommen.

Die Musch krallte sich dabei recht spürbar an meiner Schulter fest.

„Bleibt die Katze auch beim Tanzen immer auf deiner Schulter?" fragte Irene.

„Es ist besser, weißt du, sonst wird sie getreten."

„So dumm ist keine Katze, daß sie sich treten läßt", trompetete die Musch.

Irene fuhr sichtlich zusammen. „Wer hat das jetzt gesagt?"

„Ich!" antwortete ich.

„Hihihihi – mit dem Bauch!" höhnte die Musch.

Die Irene sah mich mit offenem Mund an.

Da sagte die Musch: „Wenn sie den Mund aufmacht, sieht man, daß ihr zwei Zähne fehlen – schau da!"

Irene klappte ihren Mund zu. Dann verzog sie ihn mühsam zu einem Lächeln.

„Diese Bemerkung war aber nicht freundlich, lieber Hexerich!"

„Irene, glaub es nicht", versuchte ich wieder gutzumachen, „meine echte Meinung ist, daß du entzückend bist – Zähne hin, Zähne her!"

Aber die Musch fuhr dazwischen: „Du schwindelst, Tonerl – du hast gesagt, sie ist nur mittelnett!"

Das war zuviel für Irene. Sie sagte, mühsam beherrscht: „Ach – ich glaub, ich muß mal nach den übrigen Gästen sehn. – Bis später, Anton!" Und sie ließ mich mitten im Tanz stehen.

Ich wollte ihr schleunigst nach, da segelte eine etwas füllige Dame auf mich zu. Die Musch sah sie und flüsterte: „Ui, Tonerl, da kommt eine ganz dicke Frau!"

„Bst", zischte ich, „sag ja nichts von dick. Alle Damen sind schlank, verstehst du?"

Da war die Dame schon da.

„Ich finde deine Maske so entzückend!" schwärmte sie mich an. „Und du bist grad von unserer Irene verlassen worden – darf ich dich trösten?"

Nach diesem Trost verlangte mich gar nicht.

„Sehr liebenswürdig", entgegnete ich, „aber – ich – ich glaube, ich muß der Irene helfen."

„Mußt du nicht, die ist beleidigt", flötete die Musch. „Bleib nur da. Diese Dame ist ja soooo reizend, miau, soooo entzückend!"

Die Dame starrte mich an.

„Ach – du bist mir aber einer! Bist du immer so höflich als Bauchredner?" lachte sie.

Himmel, wie kam ich hier fort?

„Ja – natürlich – immer. Wissen Sie, meine zweite Stimme sagt immer die Wahrheit!" antwortete ich mit einer Verbeugung.

„Miau", machte die Musch mit zufriedenem Schnurrton.

„Huch – die Katze! Darf ich die Katze streicheln?"

„Nein, unter gar keinen Umständen!" rief ich.

Da tat die Dame einen kleinen Schrei: „Ihre Katze macht ja den Mund auf, als würde sie reden!"

Verstört sagte ich: „Nein – das bin ich –, bei mir sieht man's nämlich nicht, wenn ich rede!" Ich war schon völlig durcheinander.

„Wenn i c h rede, meinst du!" verbesserte die Musch.

„Ihre Bauchredekunst ist großartig. Man meint wirklich, Ihre Katze spricht. Ich mag ja Katzen sooo gern!"

„Und ich mag so schlanke Damen wie Sie, weil alle Damen schlank sind." Das war wieder die Musch!

Ich zuckte nervös mit der Schulter, auf der die Musch saß. Dabei lachte ich verlegen: „Ah – ich meine –, Sie tanzen wirklich ganz schlank – äh leicht, leichter als alle Damen, ja – aber ich muß . . ."

„Augen verdrehn und hüpfen", ergänzte die Musch.

„Ach, Sie Spaßvogel, Sie!" lachte die Dame.

„Aber ich muß jetzt wirklich – entschuldigen Sie – ich –, bis nachher –" Und ich stürzte zur Tür hinaus. Als ich glücklich draußen war, zitterten mir die Beine. Ich

floh mit der Musch in den abgelegensten Winkel der Wohnung. Da hielt ich ihr eine kleine Standpauke.

„Also – liebe Musch – alles, was recht ist! – Du kannst mich doch nicht dauernd so in Verlegenheit bringen!"

„War doch lustig – miau!"

„Aber – du hast doch Dinge gesagt, die . . ."

„Miau?"

Ich seufzte tief.

„Du bist eine Katze, du verstehst das nicht. Aber ich bitte dich – ab jetzt redest du nicht mehr, kein Wort mehr!"

„Wie du meinst, Tonerl!"

„Versprichst du mir's?"

„Miau! – Dann brauchst du mich ja jetzt nicht mehr?"

„Nein – geh zu!" Ich setzte sie auf den Boden und erlaubte ihr, auf eigenen Beinen herumzulaufen.

Kaum war die Musch weg – ich wischte mir den Schweiß von der Stirne und atmete tief und erleichtert auf – da hörte ich von allen Seiten meinen Namen rufen. Man suchte mich. Als die ganze Gesellschaft mich in meinem abgelegenen Winkel entdeckt hatte, überfielen sie mich geradezu.

„Da ist er ja! Warum denn so versteckt? Übst du Bauchreden?" riefen sie durcheinander.

„Er muß uns eine Sondervorstellung geben! Eine Extranummer! Eine Extranummer!"

Ausgerechnet jetzt!!

„Ich – ich möchte aber lieber tanzen", versuchte ich abzuwehren.

„Das kannst du die ganze Nacht. Jetzt wollen wir die Bauchrednerei hören!"

„Ohne Katze kann ich keine Vorstellung geben, und meine Katze ist nicht mehr da!"

Da riefen wieder alle durcheinander: „Wo ist die Katze! Wir suchen die Katze schon, sie kann ja nicht weit sein!"

Und schon durchsuchten sie rufend und schreiend die Wohnung. Sie fanden natürlich auch die Musch. Und zwar gerade in dem Augenblick, als sie in der Küche an den bereitgestellten Weißwürsten schnupperte.

Man nahm sie einfach und brachte sie mir. Was blieb mir anderes übrig, als sie wie vorher auf die Schulter zu setzen. Dann zerrte man mich ins Zimmer und gruppierte sich erwartungsvoll um mich.

„Äh – ja – ich weiß aber nicht, ob es jetzt geht", versuchte ich vorzubeugen. Schließlich hatte ich doch eben der Musch das Sprechen verboten. Wenn sie mich nur jetzt nicht im Stich ließ!

„Er beugt vor! Es ist alles Schwindel mit der Bauchrednerei!" riefen die Leute. Und lachend forderten sie: „Da wollen wir jetzt dahinterkommen!"

Die dicke Dame aber verteidigte mich: „Nein, es ist bestimmt kein Schwindel! Ich hab ihn mit eigenen Ohren in zwei Stimmen reden hören!"

„Also Ruhe – wir hören!!"

Da stand ich also da. Es wurde ganz still um mich. Ich fuhr mir mit dem Taschentuch über die Stirn und fing mit tiefer Stimme an, meine Hexenrolle zu spielen:

„Hm – also – wie Sie sehen, bin ich der Hexerich Laventari. Ich rede mit doppelter Zunge und mit zweierlei Ich. Das eine Ich ist nicht immer der gleichen Meinung wie das andere Ich!"

„Großartig!" riefen die Leute. „Jetzt wollen wir die andere Stimme hören!"

„Die eine Stimme redet tief", fuhr ich verzweifelt fort, „die andere" – ich zuckte auffordernd mit der Schulter, auf der die Musch saß – „die andere Stimme redet höher. Fast wie eine Damenstimme, nicht wahr, Musch? Was sagst du dazu?"



Ich schwieg. Die Leute schwiegen erwartungsvoll. Die Musch aber – schwieg auch.

„Los, die andere Stimme!" rief jemand.

„Na, Musch!"

„Miau", machte die Musch nur, als sei sie nur eben eine gewöhnliche Katze.

„Das war die Katze und nicht Bauchrednerei!" rief ein Herr. Alle lachten.

„Nun – mein zweites Ich sagt eben nur miau."

„Also war's doch Schwindel!"

„Ich schwindle nie. Sie werden gleich meine zweite Stimme hören. Und zwar wird sie schön brav sagen: Was für reizende Leute hier versammelt sind! – Nicht wahr, Musch?"

Musch schwieg.

Da rief Irene der Lotte zu: „Hab ich doch gewußt, daß du das vorhin warst! Der Anton und du, ihr steckt unter einer Decke!"

„Aber nein, bestimmt nicht!" beteuerte Lotte.

„Wo hast du das Wesen versteckt, das für dich redet, Anton?" fragte Irene.

Ich rettete mich wieder in meine Rolle.

„Ein wahrer Hexenmeister und Bauchredner hat es nicht notwendig, jemand zu verstecken", antwortete ich mit tiefer Hexerichstimme. „Aber jetzt rede ich eben mal zur Abwechslung nur mit einer einzigen Stimme – es sei denn, die andere dringt plötzlich aus meinen Höhen, von dort her, wo Musch, meine geheimnisvolle Katze, sitzt!"

Ich gab ihr mit meinem Kopf einen leichten Stoß.

Musch schwieg.

Da sagte ein Herr: „Meine Damen – ich glaube, daß Sie diesem Hexerich auf den Leim gegangen sind. Aber es ist ja klar, ein Hexenmeister kann nur Frauen verhexen!"

„Aber ich hab es doch gehört!" rief die dicke Dame.

„Alles fauler Zauber! Kommt, die Vorstellung ist beendet. Wir wollen Weißwürste essen. Hast du sie schon ins Wasser getan, Irene?"

„Nein, aber ich werde sie gleich aufsetzen!" rief Irene.

In dem Augenblick übertönte die Musch alles: „Miau – die Weißwürste stinken!"

Es wurde jäh so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können.

Die Musch sagte in diese Stille hinein: „Die Weißwürste sind alt, und nicht mal eine Katze würde sie fressen. Ich hab dran gerochen!"

Irene setzte sich bleich auf den nächsten Stuhl.

„Wer hat jetzt das gesagt?" hauchte sie.

„Miau – ich, die Katze! Und ich weiß über Würste Bescheid."

Alles starrte mich an. Ganz nah sah man auf meinen Mund – der sich natürlich nicht bewegte. Ich faßte mich nur mühsam.

„Meine zweite Stimme lügt", sagte ich schwach.

„Nein, es ist wahr!" widersprach die Musch.

„Aber Anton – meine Weißwürste –, die hab ich heut früh vom Metzger geholt!" beteuerte Irene.

„Wirf sie weg!" rief die Musch.

Die Leute fingen zu tuscheln an. Es blieb mir nur mehr eines, um die Situation zu retten: Ich lachte schallend.

„Haben Sie's nun gehört, daß ich ein Bauchredner bin?" rief ich. „Ich wünsche Ihnen guten Appetit! Und damit ist die Vorstellung beendet!"

Ich verbeugte mich.

Die Leute, die jetzt alles für einen Spaß hielten, klatschten wie verrückt. Ich aber stürzte hinaus.

Als wir unter der Türe waren, rief die Musch nochmal: „Miau, endlich gehen wir heim! So eine dumme Gesellschaft!"

Aber ich glaube, das hat niemand mehr gehört. Ich rannte im Dauerlauf heim. Die Geschichte war mir doch recht peinlich. Ich redete nicht mehr viel mit der Musch.

Am nächsten Tag klingelte das Telefon. Es war Irene. Ich fühlte mich verpflichtet, mich zu entschuldigen.

„Irene –ich glaube –, ich hatte etwas zuviel Alkohol getrunken und redete entsetzlich dummes Zeug daher. Kannst du mir verzeihn?"

„Aber ich bin dir doch dankbar! Denk dir, die Weißwürste waren wirklich nicht mehr gut. Man hat mir alte angedreht. Wir haben sie nicht gegessen!"

„Ja – schon – aber –"

„Natürlich wäre es netter gewesen, wenn du mir das leise und unter uns gesagt hättest. Aber es war doch auch wieder eine köstliche Vorstellung, die du gegeben hast. Die Leute waren begeistert. Besonders ein Herr. Er wird dich heute noch aufsuchen! Trumhold heißt er, damit du Bescheid weißt . . ."

Nicht lange nach diesem Telefongespräch klingelte es an meiner Tür. Draußen stand Herr Trumhold. Ich bat ihn herein.

„Ich habe gestern Ihre Nummer als Bauchredner gehört", begann er ohne lange Umschweife, „das war großartig."

Ich wehrte verlegen ab. „Ach – ich – das war –"

„Nein, es war wirklich großartig. Ich versteh etwas davon. Ich leite ein erstklassiges Varieté. Wenn Sie mit dieser Nummer bei mir auftreten wollten . . ."

„Aber es war doch nur . . ."

„Egal – auch wenn es nur ein Trick war. Es war ausgezeichnet gemacht. Ich biete Ihnen den höchsten Lohn und gebe Ihnen einen Vertrag von drei Monaten. Natürlich müßte Ihre Katze dabei sein."

„Es ist sehr liebenswürdig – aber . . ."

„Aber wir lehnen ab", sagte da die Musch sehr bestimmt aus ihrer Ecke.

Herrn Trumhold riß es geradezu herum. „Wie bitte? – Ist da jemand?"

„Nein – ich –", stotterte ich.

„Das waren Sie!! Das ist ja großartig, einfach toll! Die Ablehnung ist natürlich nicht Ihr Ernst – oder? Ich biete Ihnen das Doppelte!"

„Nein – danke", sagte ich. „Wissen Sie, das mit der zweiten Stimme klappt nicht immer so, wie ich will und – das – das wäre doch sehr peinlich."

„Aber das ist doch nicht Ihr letztes Wort?"

„Doch."

„Aber Herr Pfister", fing Herr Trumhold an, mich zu überreden. Da sah er die Musch, die mit scharf auf ihn gerichteten Augen majestätisch und fast drohend auf ihn zugeschritten kam. „Ach – da ist ja Ihre Katze – ein schönes Tier – sehr schön! Wie es mich anschaut!" Er ging unwillkürlich etwas zurück.

Da sagte die Musch: „Miau – ich schau Sie genau an – und Sie mich bitte auch hier auf meinen Mund. Und das ist auch mein letztes Wort, das ich vor fremden Leuten spreche – das allerletzte! Ich bin die einzige lebende sprechende Katze!"

Da verdrehte Herr Trumhold die Augen, stöhnte noch „Die Katze!" – und sank in Ohnmacht.

Die Musch schaute sich das gelassen an. „Hab ich dir nicht schon zu Anfang gesagt, daß die Menschen ohnmächtig werden, wenn sie merken, daß ich reden kann! Ich rede ab heute außer mit dir ganz bestimmt mit niemand mehr – bei der Vorderpfote meines Großvaters!"

Dann ging sie wieder in ihre Ecke zurück, rieb sich im Vorbeigehen ihr Fell an der Schreibtischkante und rollte sich dann wortlos zusammen. Ich glaube, sie blinzelte nicht mal mehr, als der Mann wieder zu sich kam.

Ich sagte Herrn Trumhold, daß er sich alles nur eingebildet hätte. Meine Katze könne nicht sprechen – leider. Und an allem wäre nur der schreckliche Alkohol vom gestrigen Fest schuld. Er verabschiedete sich etwas verwirrt.

Die Musch und ich aber, wir haben uns erneut geschworen, nie mehr vor anderen Leuten miteinander zu reden. Ganz bestimmt nicht. Weder im Fasching noch um viel Geld, noch wenn 10 000 Kinder uns drum bäten. Und das halten wir auch – bei der Vorderpfote von Muschs Großvater!



Inhaltsverzeichnis

ERIKA MEIER-ALBERT

MANZ VERLAG